

LANGAROO



AIR MAIL FROM DOWN UNDER

ZEITGENÖSSISCHE LITERATUR AUSTRALIENS
THE OZLIT COLLECTION
VOL. 1 - SHORT STORIES

HERAUSGEGEBEN VON
RUDI KRAUSMANN
UND MICHAEL WILDING

ganġan

AIR MAIL
FROM
DOWN UNDER

HERAUSGEGEBEN
VON RUDI KRAUSMANN
UND MICHAEL WILDING

ganGAROO

Publication assisted by the Australia Council,
the Federal Government's arts funding and advisory body

eBook Version (PDF) © 2001 gangan.com

Copyright 1990 by gangan Graz-Wien/Vienna-Sydney
(gangan books australia – Verlag Horst Gerald Ganglbauer)
P.O. Box 522, Strawberry Hills NSW 2012

Alle Rechte vorbehalten/All rights reserved

Deutschsprachige Erstveröffentlichung

© der Originalbeiträge bei Angus & Robertson, Collins – Imprint,
Hale & Iremonger, McPhee Gribble, Norstrilia Press, Penguin Books,
Rigmarole Books, University of Queensland Press und Wild & Woolley;
Details auf den Seiten 157-159

The OZlit Collection – Volume 1

Herausgegeben von Rudi Krausmann & Michael Wilding

Covergestaltung, Layout & Satz in
Times Antiqua und Franklin Grotesk auf
Apple DTP System von Gerald Ganglbauer

Herstellung:

Bösmüller, Wien/Vienna

Made and printed in Austria

ISBN 1-86336-000-X (Australia)

ISBN 3-900530-19-X (Austria)



AIR MAIL
FROM
DOWN UNDER



ZEITGENÖSSISCHE LITERATUR AUSTRALIENS
THE OZLIT COLLECTION
VOL. 1 - SHORT STORIES

AIR MAIL FROM DOWN UNDER



Intro

gangan ist der erste Verlag aus dem deutschen Sprachraum, der sich in Australien niedergelassen hat. Das hat für mich als Verleger den Vorteil, daß ich in einem Land lebe, dessen Menschen, Landschaften und – in mancherlei Hinsicht – Klima ich sehr schätze; für Sie, liebe Leser, daß wir Ihnen Literatur aus erster Hand AIR MAIL FROM DOWN UNDER schicken können.

Warum gerade Australien, werden Sie sich fragen. Nun, meine Reisen in den letzten 15 Jahren haben mich um die halbe Welt geführt; der Verwechslungen (Ah, Austria, there's kangaroos!) war ich überdrüssig – und auf den fünften Kontinent ohnedies neugierig. Die Entwicklung des Verlages in Österreich hat mich einige Jahre festgenagelt; vor knapp zwei Jahren bin ich endlich doch hingeflogen, habe mich verliebt – und bin gleich *Down Under* geblieben.

Australien hat seinen 200sten Geburtstag 1988 bereits mit einigem internationalen Medien-Echo hinter sich gebracht; dennoch hat es bislang hierzulande kaum eine wirklich starke und längst verdiente literarische Präsenz erlangt, wie beispielsweise die USA sie zumindest seit den Beatniks hat. Ich denke daher, daß es nun höchst an der Zeit ist, sich die Arbeiten der neuen Welt genauer anzusehen.

Die australische Filmindustrie (kommerziell erfolgreich mit *Crocodile Dundee I+II*, in höchstem Maße künstlerisch mit *Bliss* und *The Dead Poets Society*, unverwechselbar humorig in den *Madmax*-Filmen oder *Young Einstein*); sowie die populäre Musikszene (von so international reputierten Bands wie *Midnight Oil* oder den *Hunters and Collectors*, über *Men at Work* und *Icehouse*, bis hin zu den schrägen Klängen von *Nick Cave & The Bad Seeds* oder *Beasts of Bourbon*, um nur einige zu nennen) konnte sich overseas bereits etablieren.

Warum das in der Literatur noch kaum nachvollzogen ist, hat vielerlei Gründe. Da sind einmal die Verknüpfungen der Verlagsindustrie mit

THE OZLIT COLLECTION

Großbritannien noch sehr stark, andererseits gibt es eigenartige, regional abgeschlossene Copyrights (ein in Australien verlegtes Buch darf nicht automatisch auch in den USA oder GB verkauft werden). Es werden zwar schon Lizenzen aus dem Bereich *Fiction* für den deutschen Sprachraum gekauft, aber das sind dann meist Romane im Stil der *Dornenvögel*, also – wie man das hierzulande nennt – *Belletristik*, die natürlich keinen Eindruck auf die Literaturfeuilletons macht, aber – und allein das scheint für viele zu zählen – bestens verkauft werden kann.

Meist wird dann noch an den Universitäten, wo ein Institut für Amerikanistik bereits selbstverständlich ist, Australien im großen gemeinsamen Topf des Commonwealth gehandelt, wie mir Professor Horst Prießnitz von der *Bergische Universität – Gesamthochschule Wuppertal* klagt, jener Uni, die im deutschsprachigen Europa im Australien-Engagement federführend ist.

Und überhaupt ist es auch geographisch so weit entfernt ...

gangan ist zwar nur ein ganz kleiner Verlag, und wir werden daran von heute auf morgen nichts ändern können (obwohl im nächsten Jahr auch noch Volker Wolf im *Fischer Taschenbuch Verlag* einen Band ‚Australien erzählt‘ herausgegeben wird, der allerdings nicht nur Gegenwartsliteratur, sondern die letzten 100 Jahre versammelt), doch mit unserer OZlit Collection, in der weitere Ausgaben bereits geplant sind, werden wir zumindest einen Beitrag dazu leisten, daß das in der Öffentlichkeit vom früheren Einwanderungs- zum Tourismusland wechselnde Australien auch als moderne Kulturnation begriffen wird.

Mein aufrichtiger Dank für das Zustandekommen dieses Buches gilt Monica Sander und Andrew McLennan, die mir in der ersten Phase sehr geholfen haben, meinen kompetenten Herausgebern und Freunden Rudi Krausmann und Michael Wilding, den Autoren und Übersetzern, sowie den Kollegen von den Verlagen für die freundlichen Genehmigungen, diese Arbeiten nun hier veröffentlichen zu dürfen.

Gerald Ganglbauer

Wien, im Oktober 1990

AIR MAIL FROM DOWN UNDER



Michael Wilding	
<i>Vorwort</i>	11
Glenda Adams	
<i>Marguerite</i>	15
Inez Baranay	
<i>Das traurigste Vergnügen</i>	25
David Brooks	
<i>Die Zeile</i>	45
Peter Carey	
<i>Bericht über die Schattenindustrie</i>	48
Helen Garner	
<i>Ein Leben für die Kunst</i>	52
Kate Grenville	
<i>Es wird einem nichts geschenkt</i>	62
Kris Hemensley	
<i>Selbsterkenntnis</i>	67
Nick Jose	
<i>Cobram Pfirsiche</i>	72
Rudi Krausmann	
<i>Die Straße der Maler</i>	78

THE OZLIT COLLECTION

David Malouf	
<i>Der Einzige seiner Sprache</i>	81
Frank Moorhouse	
<i>Libido und Lebenslehren</i>	87
Gerald Murnane	
<i>Traumland</i>	95
Oodgeroo vom Stamm der Noonuccal	
<i>Die Netzschlange</i>	102
Janette Turner Hospital	
<i>Nach langer Abwesenheit</i>	105
Vicki Viidikas	
<i>Alles unter ein Dach bringen</i>	117
Patrick White	
<i>Fräulein Slattery und ihr dämonischer Liebhaber</i>	124
Michael Wilding	
<i>Im Westen</i>	145
Renate Yates	
<i>Das Blut</i>	149
Rudi Krausmann	
<i>Nachwort</i>	155

Anmerkung zum Untertitel *THE OZLIT COLLECTION*: Einige Leser werden sicherlich wissen, daß Australien das Englische recht eigenwillig modifiziert hat; vor allem wird vieles verkürzt und z.T. phonetisch geschrieben, so bedeutet *OZLIT* nichts anderes als *AUSTRALISCHE LITERATUR*.

Die fünf Sterne am Cover und auf den Headlines symbolisieren das *Southern Cross*, das Kreuz des Südens, signifikante Orientierungshilfe am Nachthimmel der südlichen Hemisphäre und Bestandteil der Australischen Flagge.

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Michael Wilding



Vorwort

„Das Einzigartige an der Short Story ist, daß wir alle eine erzählen, leben, niederschreiben können“, schrieb Christina Stead, die australische Romanschriftstellerin. Die Story ist die zugänglichste der literarischen Formen. Jeder hat eine Story. Es war niemals eine exklusive oder elitäre Form. Große Short Story-Schreiber waren immer auch Romanciers, Dichter, Dramatiker, Essayisten; nur wenige haben ausschließlich Stories geschrieben. Eine der Stärken der Story ist ihre Art und Weise, so eine Vielzahl an Schreibern anzuziehen. Dies wiederum trägt zur Vielfalt ihrer formalen Ausdrucksmöglichkeiten bei – erzählend, lyrisch, dramatisch, märchenhaft, abenteuerlich erfunden oder berichtend. Die Story steht im Dialog mit Romanen, Gedichten, Theaterstücken, Essays: sie verschließt sich anderen Genres gegenüber nicht. Sie ist dazu imstande, die formale Strenge eines Gedichtes zu verkörpern, den Dokumentarwert einer Fallstudie, die Zartheit einer Träumerei, die schreckliche Wahrheit eines Geständnisses, die Klarheit eines Exempels und auch die Heiterkeit eines plötzlichen Einfalles.

Australien hat eine starke, fortlaufende Tradition der Short Story: von Marcus Clarke in den 1870ern über Henry Lawson und Barbara Baynton zur Jahrhundertwende wurde ein steter Fluß kraftvoller Stories hervorgebracht. In der vorliegenden Auswahl liegt der Schwerpunkt auf Stories der Gegenwart. In den letzten zwanzig Jahren hatte sich Modernismus als literarische Ausdrucksform ziemlich gefestigt. Aber die realistische Tradition, der er mutig begegnete, gab keinerlei Anzeichen, das Feld zu räumen. Realismus wurde durch Modernismus nicht ersetzt; in der literarischen Praxis dieses

MICHAEL WILDING

Jahrhunderts existierten sie eher nebeneinander. Darüberhinaus bestehen sie nicht als entgegengesetzte, einander ausschließende Positionen, weil Schriftsteller stets sowohl realistische als auch modernistische Aspekte in ihre Arbeit eingebracht, und zu unterschiedlichen Zeiten beide Tendenzen durchforscht haben. Ständigen Erneuerungen und Entwicklungen unterworfen, blieben beide Formen in Australien bestehen.

Es besteht keine Veranlassung, eine spezifisch australische Form für die Short Story zu beanspruchen. Die besondere Stärke der Tradition – und es ist eine besonders starke Tradition – mag nicht als eine in der Form einzigartige Kraft beschrieben werden, wohl aber als eine den Problemen der australischen Romanciers entgegenkommende. Australiens Verlagswesen, überwiegend in ausländischem Besitz, hat nur zeitweilig große Begeisterung für die australische Literatur gezeigt. Wo Romane keinen Zugang zur Publikation fanden, schafften es aber einzelne Short Stories. Diesen notwendigen Überlebensstrategien der Autoren schuldet die Vielfalt und Kunstfertigkeit der australischen Story viel, was wiederum kräftig beim Erarbeiten einer großen Leserschaft half. In den 1890ern hatte *THE BULLETIN*, ein Wochenmagazin, von sich aus die Story gefördert. Aber zu der Zeit, als jene Stories geschrieben wurden, die in die vorliegende Anthologie aufgenommen sind, war der Markt in den Periodika schon fast völlig geschlossen. Vierteljährliche Literaturmagazine, die in Zusammenarbeit mit Universitäten herausgegeben werden, stellten eine institutionalisierte Heimat für die Literatur während dieser Jahre dar. Als diese Literaturzeitschriften aber neuen literarischen Entwicklungen zu restriktiv gegenüberstanden, entfalteten sich andere Strategien. Kleine Magazine, die eine Veröffentlichungsmöglichkeit boten, wucherten. Einige Jahre lang erschien eine Short Story-Beilage, die sich *TABLOID STORY* betitelte und von Ausgabe zu Ausgabe jeweils einer anderen etablierten Publikation beigefügt wurde. Für eine

VORWORT

Weile boten wöchentliche Magazine ein Zuhause, aber auch die folgten den aussterbenden Magazinen allgemeinem Inhalts nach.

Während dieser Zeit kam es zu einem Wiederaufleben öffentlicher Lesungen. Open-Air-Lesungen am Hafen von Sydney, in Parks, Caféhäusern, Kneipen, Rathäusern und im Universitätsbereich legten ein neues Gewicht auf das gesprochene Wort, was wiederum zu ganz spezifischen literarischen Entwicklungen führte. Die Stories wurden kurz und bei diesen Lesungen genauso bereitwillig vorgelesen, wie Gedichte. Der Schreibprozeß selbst profitierte von dieser Beziehung zur Lyrik, von der Begegnung mit poetischer Konzentrationsgabe und den Einflüssen eines lebendigen, zeitgenössischen Sprachgebrauchs. Es handelte sich nicht nur um das Wiederentdecken des Geschichtenerzählens oder des Knüpfens von Seemannsgarn; Formen, die nie verschwunden waren. Diese Bewegung bezog auch die sprechende Stimme mit ein unter Verwendung all ihres Potentials und ihrer Doppeldeutigkeiten.

Man könnte von einer Anthologie moderner australischer Stories erwarten, daß sie etwas aus dem modernen australischen Leben aufzeigt. Modernismus könnte Formalismus bedeuten wie auch Selbstbezug zu manchen seiner Regeln, aber wir lesen Stories auch, um über Dinge informiert zu werden: Geschichtenerzählen wie Märchenerzählen. Selbstverständlich läßt die ‚Wirklichkeit‘ dieser Geschichten immer Zweifel zu; der Anspruch auf größte Authentizität von realistischen Erzählungen legt genauso die Möglichkeit nahe, daß alles nur erfunden, nur eine ‚Geschichte‘ ist. Doch gerade eine Geschichte kann uns viel über den Erzähler berichten und über die Welt, die diese Geschichte entweder in sich aufnimmt, oder ablehnt. Wieviel des modernen australischen Lebens diese Stories darstellen, mag der Leser selbst beurteilen. Ohne Zweifel gibt es schreibend Ausgeschlossenes und Unterdrücktes; aber worüber Autoren einer Generation *nicht* schreiben, ist für

MICHAEL WILDING

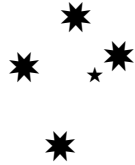
spätere Generationen oft ebenso aufschlußreich, wie das, worüber sie schreiben.

Ein Vorwort mag in der Tat auch Literatur sein, aber eine weit weniger unterhaltsame als die einer Story. Da gibt es Erfreuliches an der Story, das kritische, politische, philosophische oder historische Texte niemals erzielen. Das ist auch der Grund, warum sie gelesen werden. Es ist an der Zeit, uns ihnen zuzuwenden.

Übersetzt von Gerald Ganglbauer

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Glenda Adams



Marguerite

Wir kamen in der Dämmerung bei dem Haus an, in einer braunen Dämmerung, die ganz anders ist als die graue und blaue der Küste.

Marguerite saß auf der Veranda vor dem Haus. Sie saß breitbeinig auf einer kleinen Bank und mixte irgendwas auf einer großen schwarzen Schieferplatte, die sie auf der Bank zwischen den Knien hielt. Sie beobachtete unsere Ankunft.

„Sieht sie nicht großartig aus“, sagte Neil, als wir zum Haus fuhren. „Trägt immer Hosen. Und ich kenne keine andere Frau in ihrem Alter, die sich das leisten kann.“

Er bremste das Auto mit einem Ruck neben dem Jeep und der alten Harley Davidson, sprang hinaus und rannte zu Marguerite hinauf. Sie hörte nicht mit dem Mixen auf. Sie hielt die Schieferplatte mit der einen Hand und ein flaches Stück Holz mit der anderen. Sie saß da und sah zu, wie Neil über den Streifen trockenen Rasen auf sie zu rannte, und ich bemerkte, daß sie zu jenen gehörte, deren Lippen sich beim Lächeln nicht öffnen.

Neil ließ sich neben ihr auf einem Knie nieder und legte seine Arme um sie. Er küßte sie auf beide Backen. Er bog den Kopf von ihrem Gesicht weg und sah sie an, und dann küßte er sie wieder auf beide Backen. Marguerite unterbrach ihre Arbeit nicht, aber sie schloß die Augen, als Neil sie küßte. Soweit ich es sehen konnte, sagten sie nichts zu einander.

Neil setzte sich ans andere Ende von Marguerites Bank und winkte mich heran. Ich stieg aus dem Auto und ging hinüber. Ich blieb vor der Veranda stehen, ungefähr einen Meter vor ihnen.

„Sieh, Marguerite, das ist sie, wie findest du sie?“, fragte Neil.

GLEND A ADAMS

Marguerite sah mich an. „Ich habe gespürt, daß ihr heute kommen würdet. Deswegen mache ich diese schmutzige Arbeit hier auf der Veranda, damit ich euch sehen kann, wenn ihr ankommt. Entschuldigt, daß ich diese Mistarbeit nicht gleich unterbreche. Ich mische gerade Ocker für einen neuen Topf. Und wenn ich jetzt aufhöre, ist er hinüber.“

„Immer noch die gleiche Marguerite“, sagte Neil. „Immer originell. So kreativ und künstlerisch. Warte nur, bis du ihre eigenen Arbeiten siehst. Sie werden dir gefallen. Ich kenne keine Frau, die einen besseren Geschmack hat.“

„Das ist eine unpassende Bemerkung in Gegenwart deiner Braut“, sagte Marguerite, und ihr Mund formte ein dünnes Lächeln. „Außerdem stimmt es nicht. Sie ist es, die den besten Geschmack hat.“

Sie hielt die Schieferplatte schräg, um die letzten Strahlen der Sonne einzufangen. „So. Das haben wir.“ Sie winkte mich neben sich auf die Veranda hinauf. Sie erhob sich von der Bank und stand neben mir. Sie war nur ein wenig kleiner als ich, aber als sie hinauf reichte und mein Kinn hielt und meinen Kopf hin und her drehte, während sie mir ins Gesicht sah, fühlte ich mich außerordentlich groß und unbeholfen. Ich trat einen Schritt zurück, von ihr weg. Marguerite trat wieder nah an mich heran. „Sieh die Knochen“, sagte sie zu Neil. Sie fuhr mit ihrem Finger über mein Kinn und meine Wangen.

Ich wollte, daß Marguerite mich mochte. Auf dem ganzen langen Weg von der Küste über die Berge zu ihrem Anwesen hatte ich mich auf sie konzentriert und mich darauf vorbereitet, mehrere Tage mit ihr in der westlichen Ebene zu verbringen.

Aber als sie so nahe an mich herantrat und mein Kinn hielt, mußte ich ein Stück von ihr zurücktreten. Und als ich zurücktrat, stieß ich die Schieferplatte mit dem Ocker von der Veranda hinunter. Sie landete im Gras, mit der Farbe nach unten.

„Paß auf!“, rief Neil. „Du lieber Gott, schau, was du gemacht hast.“ Und er sprang von der Veranda hinunter und hob die Schiefer-

MARGUERITE

platte auf. Ein kreisrunder gelber Farbklecks färbte das hellbraune Gras. Neil stand unterhalb von uns, die Platte in der Hand, sein Gesicht ein blasses Dreieck.

Marguerite bückte sich und nahm ihm die Schieferplatte aus der Hand. Sie warf sie über seinen Kopf hinweg, und auf den Steinen des Kieswegs hinter dem Auto zerbrach die Platte in viele Stücke.

„Was bedeutet schon die Arbeit eines Nachmittags, wenn man an das ganze Leben denkt!“, sagte sie. Und sie wandte sich um und ging ins Haus.

Neil holte unser Gepäck aus dem Auto. Ich wartete auf der Veranda. Marguerites Haus war eines der ältesten in der Gegend. Es war eines der ersten, die gebaut wurden, nachdem die Straße über die Berge gelegt worden war. Neil hatte mir oft beschrieben, mit welchem gutem Geschmack Marguerite das Haus restauriert und erhalten hatte. Sie hatte alte Farbe abgekratzt, Fußbodenbretter behandelt und jede denkbare hölzerne Fläche mit ihrer eigenen Mischung verschiedener Öle gestrichen. Sie war auf das Dach geklettert und hatte das alte Blech mit brauner Rostschutzfarbe gestrichen. Sie war auf den Knien unter das Haus gekrochen, um die hölzernen Fundamente dick mit Karboleneum einzukleistern. Sie backte ihr Brot selbst, arbeitete an der Töpferscheibe, fuhr Traktor und Motorrad und schoß Krähen. Sie hatte auch selbst die gußeisernen Spaliere entworfen, über die Geißblatt und Glyzine wuchsen, die die Veranden ihres Hauses ganz zudeckten.

Ich kannte das Haus und Marguerite genau, bevor ich sie je gesehen hatte.

„Wer ihr begegnet, mag sie einfach auf Anhieb“, hatte Neil oft zu mir gesagt. „Ihre Großmutter war natürlich Französin, und das sieht man. Eine Oase der Zivilisation in dieser hinterwäldlerischen Gegend und im Umkreis von hunderten von Kilometern niemand, den zu kennen sich lohnt. Aber sie sagt, daß alle, die sie wirklich mag, immer zu ihr kommen.“

GLENDAD ADAMS

„Und Herr Marguerite?“, hatte ich gefragt, als Neil mir zum ersten Mal von ihr erzählte. „Was sagt er?“

„Wer? Ach, du meinst Angus?“ Neil zuckte die Schultern. „Ein prima Kerl. Er arbeitet wohl immer noch an Marguerites Ahnentafel. Als Marguerite das letztmal davon sprach, war er bis zu Karl dem Großen vorgestoßen. Er betet sie an. Sie sind wie jung verheiratet, und das nach zwanzig Jahren Ehe. Warte nur, bis du siehst, wie Angus den Anbau, den Marguerite für ihn gebaut hat, hergerichtet hat. Seine Bude! Phantastisch.“

Drinnen war die Luft dunkelbraun und schwarz und sehr kühl. Alle Fenster waren geschlossen, die Rolläden heruntergelassen und die Vorhänge zugezogen. Die Nacht draußen war hell im Vergleich zum Inneren von Marguerites Haus. Meine Augen brauchten eine Weile, bis sie sich an die Düsternis gewöhnt hatten.

Marguerite wandte sich mir zu. „Wenn das Innere des Hauses wie die Nacht ist, dann ist es Zeit, die Fenster und Vorhänge und Rolläden und Türen zu öffnen und die kühle Nachtluft herein zu lassen. Wenn das Innere des Hauses wie die Morgendämmerung wird, ist es Zeit, wieder alles zu schließen und die Hitze des Tages draußen zu halten.“

„Neil spricht dauernd von dir“, sagte ich.

„Er hat mir mehr als ein Sohn bedeutet“, sagte sie.

Neil kam polternd mit dem Gepäck herein. „Es ist schön, wieder hier zu sein!“, sagte er und lud die Koffer mitten in der Küche ab. Er kam näher und stellte sich neben Marguerite und legte den Arm um ihre Schultern. „Sie ist wunderbar, nicht wahr“, sagte er zu mir. „Genau wie ich dir versprochen hatte.“

Marguerite trat von ihm weg. „Ich gebe euch beiden mein Schlafzimmer. Du weißt, wo es ist, Neil. Zeig es deiner Braut, damit sie sich ein wenig ausruhen kann.“

„Und was machst du?“, fragte Neil. „Ehrlich, wir wollen dich nicht vertreiben. Wir können irgendwo schlafen.“

Marguerite lehnte sein Angebot ab. Sie öffnete die obere Häl-

MARGUERITE

te der Küchentür und streckte ihre Hand empor.

Diese Frau war braun. Wie eine Nuß. Und sie glich der Luft und dem Land der Ebenen. Ich würde nie in diese Gegend passen, außer vielleicht bei einem Gewitter.

Marguerite ging durch das Haus und zog die Vorhänge auf. Neil führte mich ins Schlafzimmer. Er hüpfte fast beim Gehen.

Er küßte mich und fing an, mich auf der weißen, handgestickten Bettdecke auf Marguerites Bett zu lieben.

„Es ist Zeit, hier die Fenster aufzumachen. Ihr werdet soviel kühle Luft brauchen, wie ihr kriegen könnt“, sagte Marguerite und steckte den Kopf durch die Tür. „Und ich brauche Hilfe in der Küche von euch beiden.“

Neil rollte vom Bett und sprang auf seine Füße, während er sein Hemd vor sich hielt.

Marguerite lächelte. „Ich fände es nett, wenn ihr zuerst die Bettdecke zurückschlagen würdet“, sagte sie.

„Wie? Oh ja, sicher, war gerade dabei“, sagte Neil.

Wir saßen um den Holztisch in der Küche. Marguerite schenkte uns Wein in die Gläser, Neil löste Erbsen aus und ich schnitt die mitgebrachten Mangos und Papayas in Stücke. Ich arbeitete langsam, denn plötzlich waren mir ihr Duft, ihre üppige tiefgelbe Farbe und ihr Fleisch gleichgültig. Marguerite stand neben Neil und sprach mit ihm. Sie sprachen ununterbrochen und so schnell, daß ich das Gefühl hatte, einer fremden Sprache zuzuhören. Als ich einmal aufschaute, bemerkte ich, daß Marguerite mich ansah.

„Verzeih uns“, bat sie. „Ich habe nicht oft Gelegenheit, mit einem alten Freund zu sprechen. Es kann hier draußen schon sehr einsam sein.“

Angus erschien zum Abendessen. Es gab für alle Schweinebraten, außer für Angus, der ein gegrilltes Lammkotelett aß.

„Der gute alte Angus“, sagte Neil. „Immer der gleiche. Wenn es nicht Lammkotelett ist, dann Beefsteak.“

„Oder magere Rinderwürste“, sagte Angus. „Das sorgt für Kon-

GLENDADAMS

tinuität. Und Kontinuität gibt es in der heutigen Zeit nicht genug. Stimmt's, meine Liebe?“ Er sah Marguerite über den Tisch hinweg an.

Marguerite nickte und lächelte ihn an und reichte ihm ihre Hand hinüber und hielt die seine. Angus wirkte wie ein sehr, sehr alter Mann.

„Wisch dir jetzt das Kinn, Herzchen“, sagte Marguerite zu ihrem Mann. „Und jetzt ist es Zeit für den Nachtsch. Ein köstlicher Obstsalat.“

Zwar konnte ich nichts auf Angus Kinn entdecken, aber er wischte es mit seiner Serviette ab, bis in die Mundwinkel und hinauf bis an die Ohren. Auch Neil wischte sich Mund und Kinn.

„Mit meinem Projekt“, sagte Angus, „will ich Sinn für Kontinuität schaffen, besonders für unsere Marguerite. Sie geht bis auf Karl den Großen zurück. Französisch. Ich hoffe, daß ich sie bis zu den Galliern zurückverfolgen kann. Kommt, ich zeig's euch.“

Als er aufstehen wollte, hielt Marguerite ihn zurück. „Wir sind noch nicht mit dem Essen fertig, Herzchen. Und nach dem Nachtsch ist es Zeit für dich, ins Bett zu gehen. Du kannst uns dein Projekt morgen zeigen.“ Sie wandte sich Neil und mir zu. „Er hat Briefe aus aller Welt und Zeitungsausschnitte und alte Kirchenbücher. Eine Wand im Anbau ist vollständig von einer Tabelle bedeckt, die unten mit Angus und mir anfängt. Er muß auf einer Trittleiter stehen, um an Karl den Großen heranzukommen.“ Sie wandte sich Angus zu. „Stimmt's nicht?“

Neil lachte beifällig. „Du bist großartig, Angus.“

In dieser Nacht fragte ich Neil, wann wir zurückfahren würden. Er sagte zu mir, daß wir in zwei, drei Tagen abfahren würden. Aber vier Tage später waren wir immer noch da. Am vierten Tag seufzte Neil nach dem Abendessen und sagte zu Marguerite, daß es vermutlich Zeit für uns wäre, an die Rückreise zu denken. Marguerite wollte wissen, warum wir es so eilig hätten. Sie sagte, daß sie verletzt und beleidigt wäre, wenn wir so früh abfahren würden.

MARGUERITE

In der fünften Nacht bat ich Neil, ihr zu sagen, daß wir am nächsten Tag abfahren würden. Ich sagte, daß wir schon zu lange geblieben wären, daß wir eine Menge zu Hause zu erledigen hätten und daß ich mir nichts aus der Luft der Ebenen machte, was Neil veranlaßte, mir das Haar zu zerzausen und mich für verrückt zu halten. Ich blieb eine Weile still, dann fragte ich Neil, warum Marguerite Angus in dem Anbau eingesperrt hielt.

„Was zum Teufel meinst du damit?“, fragte er. Und er lachte.

„Er ist ein Gefangener“, sagte ich.

„Marguerite ist eine gute Frau“, sagte Neil. „Ich dachte, das wäre dir inzwischen klar geworden.“

Marguerite, Neil und ich machten alles gemeinsam. Angus sahen wir nur zum Abendessen. Nur dann verließ er den Anbau, den Marguerite für ihn gebaut hatte. Während der ein oder zwei Stunden, die wir ihn sahen, blickte er nur Marguerite an. Wenn das Essen vorbei war, ermahnte sie ihn, nicht zu vergessen, vor dem Schlafen ins Badezimmer zu gehen.

Am sechsten Tag fuhren Neil und ich in dem Jeep hinter Marguerite her, die das Motorrad lenkte, über Felder, durch enge Täler und entlang der ausgetrockneten Flußläufe bis an die Ufer eines Flusses. Marguerite fuhr die Harley, als ob sie ein Pferd reiten würde. Sie sagte, dies sei das einzige Abenteuer, das sie habe, obwohl das Motorrad arg durchgeschüttelt wurde und jederzeit in Stücke brechen konnte.

Wir breiteten eine alte Armeedecke im Schatten einer Weide am Flußufer aus. Wir aßen eine Kleinigkeit und tranken etwas Wein. Dann ging ich entlang der Uferböschung durch das kniehohe Gras. Auf Höhe des Ufers, in der Sonne, stieß ich auf ein Nest von braunen und gelben Schlangen. Und ich schrie. Die Schlangen glitten durchs Gras davon.

Ich hatte noch nie dermaßen geschrien. Das Gefühl in meiner Kehle war mir ganz neu. Ich schrie wieder.

Neil sprang hoch. Marguerite und er hatten auf dem Rücken

GLENDADAMS

ausgestreckt unter der Weide gelegen. Er rannte über die Böschung zu mir herauf. Ich klagte und weinte auf einmal. Er stand neben mir und legte seine Arme um mich.

„Hey, was ist denn los?“

Ich klagte und wimmerte. Er schüttelte mich.

„Um Himmelswillen, sag mir, was los ist.“

„Schlangen.“

Er machte ein ungeduldiges Geräusch mit der Zunge. „Natürlich gibt es Schlangen. Was erwartest du denn um die Jahreszeit?“

Ich fing wieder an zu weinen. Neil schüttelte mich. „Hat sie dich gebissen? Antworte um Himmelswillen.“

Er setzte mich auf den Boden und holte sein Fahrtenmesser heraus, das seit unserer Ankunft in der Erwartung eines Notfalls an seinem Gürtel gehangen hatte.

„Nein“, sagte ich.

Neil begleitete mich den Abhang hinunter zu Marguerite, die halb sitzend, halb liegend auf der Decke ruhte. Sie goß sich noch ein Glas Wein ein.

Neil ließ mich vor ihr auf die Decke herunter.

„Schlangen“, sagte er.

An der Art, wie sie sich zwang, ihre Mundwinkel gerade zu halten, konnte ich ablesen, daß sie lachen wollte. Und ich wußte, daß sich hinter der Sonnenbrille ihre Augen zu kleinen lachenden Schlitzern zusammenzogen.

Ich stand auf. „Es war nichts. Ich bin nur ein wenig müde. Ich glaube, ich fahre zum Haus zurück.“

Ich wartete eine Sekunde, um zu sehen, ob Neil mit mir kommen oder bei Marguerite bleiben würde.

„Es ist noch so früh“, sagte er. „Und jetzt ist die schlimmste Zeit des Tages. Wir warten besser, bis es sich etwas abkühlt.“

Ich trat von ihnen zurück. „Bis später.“

Neil hatte sich auf die Decke gesetzt. „Kommst du allein mit dem Fahren zurecht?“

MARGUERITE

Ich kümmerte mich nicht um sie und ging. Und als ich das Flußufer entlang zu der Lichtung wanderte, wo wir die Fahrzeuge gelassen hatten, hörte ich Marguerite in schallendes Gelächter ausbrechen.

Ich nahm den Jeep und ließ ihnen das Motorrad.

Um neun Uhr waren Marguerite und Neil noch nicht zurück. Angus tauchte auf und setzte sich an den Eß Tisch. Ich stellte ihm sein Essen hin.

„Was für ein lohnender Tag“, sagte er. „Vercingetorix war ein hochinteressanter alter Junge. Und du? Hattest du einen unterhaltsamen Tag?“

„Äußerst unterhaltsam“, erwiderte ich. „Neil und Marguerite müssen beschlossen haben, draußen zu übernachten. Die Nacht ist so herrlich.“

Angus zog seine Augenbrauen ein wenig hoch. Er zog die Stirn in Falten. Dann glättete sich seine Stirn wieder.

„Gibt es nichts auf meinem Kinn, das ich wegwischen sollte?“ Er sah mir gerade ins Gesicht.

Ich griff nach seinem Arm. „Ich bin nicht deine Marguerite.“

Er zog seinen Arm zurück und wischte sich das Kinn. Er schob seinen Stuhl zurück. „Ich glaube, ich warte nicht auf den Nachtschlaf. Ich fühle mich etwas müde und ich glaube, ich gehe gleich ins Bett.“ An der Tür fügte er hinzu: „Und natürlich gehe ich zuerst ins Badezimmer, also mach dir keine Sorgen um mich. Und sag den jungen Leuten, wenn sie Heim kommen, daß sie gerne bleiben können, solange sie wollen.“

Nachdem er im Bad gewesen war, steckte Angus seinen Kopf nochmals durch die Tür. Er hielt die Sturmlampe in der Hand. „Übrigens, ich glaube, ich gehe sie suchen. Es gefällt mir nicht, daß sie die ganze Nacht allein da draußen sind. Da kann viel passieren.“ Und er ging los, über die Wiese, langsam, die Lampe vor sich ausgestreckt, die Augen am Boden, als ob er einen Knopf oder irgend etwas kleines, das er fallen lassen hatte, suchen würde.

GLENDADAMS

Ich ging durch das Haus und öffnete die Vorhänge und die Fenster. Dann setzte ich mich auf die Veranda und sah zu, wie der Himmel schwarz wurde. Ich schlief ein, während ich so saß, und im Morgen grauen weckte mich das Geräusch der Harley Davidson. Ich sah zu, wie der Scheinwerfer näher kam.

Marguerite und Neil hielten am Ende der Auffahrt. Neil saß hinter Marguerite, die Arme um ihre Hüften. Er stieg ab und wartete neben ihr, während sie mit der Harley herurrückte, um sie so hinstellen zu können, daß der Ständer nicht in den Kies einsinken würde. Sie hatten mich nicht gesehen. Dann kamen sie über die Wiese auf mich zu.

Ich saß da und sah sie beide auf mich zukommen und vor der Veranda stehen. Sie mußten zu mir hoch sehen.

„Motorpanne“, sagte Neil und blickte weg. „Was für eine Nacht. Du Glückliche, du bist früh genug zurückgekommen.“

Ich antwortete ihm nicht. „Angus ist entkommen“, erzählte ich Marguerite. „Er sucht dich.“

Marguerite seufzte. Sie sah müde aus und ich wünschte, ich hätte versucht, Angus zurückzuhalten. Aber ich war zu zornig über alles gewesen. Marguerite ließ Neil neben mir stehen. Es war, als ob sie ihn mir überreichen, ihn in meine Obhut übergeben würde. Dann ging sie zum Jeep zurück. „Sobald ich ihn habe, bin ich zurück. Es kann nicht lange dauern“, sagte sie.

„Ich glaube, wir fahren heute ab“, rief ich zurück.

Marguerite nickte und fuhr los.

Das war am siebten Tag. Der arme schwache Neil gehörte wieder mir und Marguerite war da draußen, um ihren Angus einzusammeln. Zum ersten Mal erkannte ich, daß Marguerite und ich uns in vielem sehr glichen.

Übersetzt von Barbara Hüppauf

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Inez Baranay



Das traurigste Vergnügen

Reisenotiz: Wo ein Herz ist, ist auch Herzeleid. Öffnet eure Herzen dem Leid.

Eilige Notiz: Singapur, vollgepumpt mit westlicher Kultur, aber es gibt noch den Geruch und andere eher traurige Hinweise auf das asiatische Herz, das einst hier schlug. Den ganzen Tag kaut man Ginseng, um sich organisch zu berauschen, hetzt sich durch die bei dieser Hitze unsinnigen westlichen Geschäftszeiten. Keine Affen, aber dafür überall Dämonen. Gin Ginseng und Papaya sind die perfekte tropische Diät. Habe Saris gekauft und Stunden damit verbracht, sie auf verschiedene, selbsterfundene Art umzuschlingen. Hätt' ich nur genug Geld und Zeit, wär' all das Einkaufen keine Sünde. Weiter an einen palmenumsäumten tropischen Strand.

Postkarte, Raffles Hotel

,Verkörpert alle Fabeln des exotischen Orients'

– Somerset Maugham

Liebe ...

Wie Ihr seht, sind wir im berühmten Raffles Hotel und trinken auf der von Palmen umsäumten Veranda einen Singapur Sling.

Ich ließ mir sagen, daß dieses Getränk irgendwann im Jahr 1915 vom Barmann Ngiam Tong Boon in der Langen Bar kreiert wurde. Hier ist das Rezept:

1/2 Tanqueray Gin

1/4 Peter Heering Cherry Brandy

1/4 Orangen-, Ananas- und Limonensaft

INEZ BARANAY

Ein paar Tropfen Benedictine und Cointreau
Angostura Bitters
Ananas und Kirschen zum Dekorieren
Obendrauf ein kleines Geheimnis

Herzliche Grüße

Noch eine Postkarte

Dieser ‚Urlaubsort‘ bedeutet meine ersten paar Tage in Penang, der Perle des Orients, bald geht’s weiter ins hiesige Milieu. Unterdessen sitze ich in tuntenhaften orientalischen Gewändern im Neo-Hippie-Stil auf dieser palmenumsäumten Terrasse über einem palmenumsäumten Meer und esse Papaya, umgeben von Reisegruppen deutscher Kleinfamilien in Batikkleidchen und palmenumsäumten T-shirts; wir tauschen schockierte Blicke, während die Lautsprecher ununterbrochen asiatische Titelversionen von Diskohits spielen ...

Bei Sonnenuntergang werden die Moslems auf der einen Seite zum Gebet gerufen, während die Chinesen auf der anderen Seite Räucherstäbchen anzünden, die Fischerboote werden weit an den Strand hinaufgezogen, die Dorfbewohner gehen spazieren und betrachten das Meer; ich bin vom Fabelhaften zum Mythischen vorgedrungen. Am schmelzenden Himmel werden atemberaubende Farben von grün, blau und schwarz getönten Schatten abgelöst, dann erscheinen weiß leuchtende Wolken wie Perlen, und während ich durch den naßen Sand stapfe und mich von einem Boot auf dem Meer besprühen lasse, erinnere ich mich wieder an dieses perlenweisse Leuchten, das man hier bei Zwielflicht am Himmel sieht und das ich jahrelang vermißt und dann vergessen hatte. Herr Fu ist ein chinesischer Opiumliebhaber, der wie ein weiser alter Mann aus der Legende aussieht. Ganz vital für einen alten Mann schwimmt er energisch, geht dann in die Opiumhöhle, treibt sich

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

mit all den Hippies herum (zu denen gehören wir nun auch, fürchte ich), arbeitet ein paar späte Stunden im Urlaubsort strandaufwärts und liebt es, Ratschläge zu erteilen, hauptsächlich darin, wie man das Leben genießen und Opium nehmen soll. Sein kleines knochiges Gesicht wird runzlig, wenn er lacht, seine Augen verschwinden. Ich erfahre, daß er erst sechsunddreißig Jahre alt ist. Michael nimmt mich zur Opiumhöhle mit. Ein alter Mann stopft die Pfeifen, ich rauche acht, ich weiß nicht, ob das mehr als üblich fürs erste Mal ist. Nachher wird Michael amourös. Seine Haut ist wie Seide, aber alles andere auch. „Dränge mich nicht, Michael“, sage ich. „Okay“, verspricht er gleich, besteht aber darauf, mir ein Foto zu geben. Ich folge David an den Strand, die Nacht breitet sich aus. Manchmal bewegt sich etwas, einmal bemerke ich, daß ein alter malaiischer Fischer neben mir liegt, mal kommt ein Afrikaner und sagt, es sei drei Uhr morgens, er sei eben ohne einen Pfennig nach Penang gekommen, aber er habe ein rosa und goldenes Halstuch ‚wie der Mond,‘ das verkauft er mir, ich bezahle, sage kein Wort, er geht wieder, wir bleiben liegen, ohne zu schlafen träumen wir stundenlang, wie wenn wir auf jenen schimmernden Wellen oder auf Wolken von duftender Seide schwebten.

Ich bin es gewohnt, mehrere Leben zu führen, und das begann in Penang.

Ich war eine Tochter der australischen Luftwaffe und hatte meine Art, Männer in Uniform zu beurteilen. Ich spielte Mah-jong, lern-te auf japanische Art Blumen zu arrangieren, auf englische Art zu kochen und ließ mich oft maniküren. Ich half beim Rundfunk mit und nahm Hörerwünsche vom Militärkrankenhaus entgegen. Dieses war ganz plötzlich voll von Jungs, denen man in Vietnam Gliedmaßen weggeschossen hatte. Was wußte ich schon von Vietnam, irgendwie waren australische Strände bedroht, Vietnam schien von hier aus noch weiter entfernt, welche Fragen hätten schon aufkommen können? Ich war Brautjungfer, lernte Walzer tanzen, liebte Gin

INEZ BARANAY

and Tonic und die Offiziersmesse, las Françoise Sagan, trug Weiß und Rosa.

Diese Milchbar wurde von Soldaten und Asiaten und ähnlichen Leuten besucht. Ich trug Männerjeans und jemand sagte mir, der Typ neben der Jukebox mache solche Sprünge, weil er etwas geraucht habe. Ich kaufte ein Päckchen. Eines Nachts nahm ich die Pfeife meines Vaters und das Päckchen mit an den Strand. Man weiß ja, daß diese tropischen Nächte einen verrückt machen. Die Atmosphäre wie Seide, die Lichter im Meer und im nassen Sand, die blauen Lichter, die wie Blitzstrahlen über die Haut und jedes einzelne Haar spielen. In der Erinnerung verbindet sich das mit dem dankbaren Genuß des Krautes. Irgendwann muß ich die ersten sonderbar aussehenden Reisenden gesehen haben, aber ich wußte nichts von ihrer Route.

Ich lebte in meinem Schlafzimmer, meinem Palast, meinem Käfig, und tiefer noch in meinem unruhigen Herzen. Ich wußte, was Existentialismus bedeutet, schrieb Verse und weinte plötzlich über Dinge, die sonst niemand beachtete. Ich wurde von mir nahestehenden Fremden, von meiner unvertrauten Familie auf rätselhaft Weise gequält. Ich legte mir Gründe für eine Existenz als Zwitter und für eine vollkommene Welt zurecht; ich wollte lieber verbrennen als heiraten und heulte bei Mondschein.

Die jungen Französischen pflegten ihre Gouvernante mitzubringen, die war erst neunzehn und schön wie eine Puppe mit ihren dick geschminkten Augenwimpern. Die Engländer trugen Hosen, die nach unten weit wurden, und brachten die Musik. Zum Mersey Sound probierten wir alle möglichen Getränke. Ich ging so oft fast zu weit, aber nie ganz. Der Sohn des Kommandanten nahm uns zu Motorradrennen auf dem Rollfeld mit. Charlotte versuchte mein Haar in demselben modischen Stil zu schneiden wie das ihrige; sie kannte sich in Soho aus. Wir hatten ihr Haus ein ganzes Wochenende lang zur Verfügung, ich rauchte Mentholzigaretten und hatte zum ersten Mal durch Alkohol verursachten Gedächtnisschwund.

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

Dreizehn Jahre später, wieder in Penang. Auf einem Hügel steht ein großes weißes Haus, und ich weiß, daß ich dorthin zurückkehren werde, nur um daran vorbeizugehen oder zu fahren, und ich werde es ansehen, weil ich einmal dort gelebt habe, und zwar war das zu einer bestimmten Zeit und schien mit einem bestimmten Teil von mir viel zu tun zu haben. Denn wenn man reist, muß man auch gewisse allegorische Reisen unternehmen, und ich werde hingehen und der Vergangenheit lange direkt ins Gesicht sehen, das wird wie eine Pilgerfahrt sein und vielleicht auch wie ein Augenblick der vollkommenen Einsicht, und eine Ecke des Hauses wird darauf warten, eine kostbare und wichtige Erinnerung preiszugeben.

Ich kenne jedes Stückchen der steilen Straße, die den Hügel hinaufführt, und von unten sieht man schon, daß sie sich nicht verändert hat; man kommt an den zwei chinesischen Frisörgeschäften vorbei und an dem indischen Kolonialwarenladen mit seinem merkwürdigen Sortiment ... dann um die Kurve hinauf zum Haus, groß und quadratisch, ein mißmutiges junges Mädchen, das von einem Liegestuhl einer Kamera sein schmollendes Gesicht zuwendet, dazu ein großzügiger Blick auf Palmen und das glitzernde Meer.

Es wäre einfach gewesen, dort hinzugehen; ich will nur vorbeifahren, ich hätte das Taxi auf der Rückfahrt vom Flughafen einen Umweg machen lassen können, und der Hügel ist nicht weit entfernt von dem Ort, wo man zwischen dem Fischerdorf und Georgetown mit dem Bus umsteigen muß. Es gibt dort eine Reihe von chinesischen Hotels, und während man auf den Bus wartet, kann man draußen sitzen und sich an Fisch und Krabben sattessen. An der Bushaltestelle kaufe ich immer ein Stück von einer Papayafrucht, die in einen kleinen Plastikbeutel verpackt wird. Leicht verwirrt nehme ich das ein paar Mal an, ohne die rosa Beutelchen zu den anderen auf den Boden zu werfen, dann kaufe ich die Papaya und weise den Plastikbeutel zurück; mein Protest gegen die alles verderbende Coca-Cola-Kultur. Mehr noch als die internationalen Strandorte an der Küste überzeugen mich die überall umherliegenden

INEZ BARANAY

rosa Plastikfetzen davon, daß Penang jetzt tatsächlich **VERSAUT** ist. Wir genießen zwar gute Mittagessen in Tanjong Bungah, während wir auf den nächsten Bus warten, und David ist damit einverstanden, bald einmal einen Wagen zu mieten und die ganze Küste zu besichtigen, die Affen und die Tempel und die Eisenbahn auf Penang Hill hinauf, und dann werde ich auf den Hügel hinter uns fahren aber noch nicht denn da ist doch das Dorf und all das Essen und das Rauschgift und das berauschende Meer und die betäubende Sonne und die Jungen die mir ihre Motorräder liehen. Ich fahre die Küste entlang hinauf und wieder hinunter und bei der Bushaltestelle ist ein Nachtclub, derselbe, aus dem ich früher von meinem Zimmer auf dem Hügel aus den aufregenden, leise wimmernden Gesang hörte, und eines Abends ging ich hinaus, spät, ohne an Scham zu denken, und setzte mich an einem versteckten Ort am Strand hin, ganz nahe bei der Musik, dieser aufreizenden quälenden Musik.

Schon der Gedanke an eine Schwulenbar in Penang ist bizarr und unwiderstehlich. Wie in aller Welt haben die malaiischen Tanten die stereotypen Manierismen der internationalen Schwulenszene so perfekt gelernt?

Malaiischer Voyeur: Wie findet ihr diese Schwulen?

Wir: Toll, wie findest du sie denn?

Voyeur: Sie sind sicherlich Menschen, und man kann sich mit ihnen anfreunden, aber sonst nichts, gar nichts. Gibt es Schwule in Australien?

Ich: Neunzig Prozent der Bevölkerung in Australien ist schwul.

Voyeur: Das gibt's doch nicht!

Wir: Doch, sicher.

Voyeur: Da muß es in Australien viele unbefriedigte Frauen geben.

Ich: Neunzig Prozent der Frauen in Australien sind lesbisch.

Voyeur: Frauen! Das gibt's doch nicht! (u.s.w.)

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

Dann kommt Mac (ein Chinese, der Mac heißt).

Mac (ganz eifrig): Hast du einen großen Pimmel?

David: Nein. Magst du große Pimmel?

Mac (hastig): Oh nein, nein, nein ...

Beim Wasserfall tauchte Mac wieder auf und produzierte sich vor der Kamera, wir stellten uns alle in Positur, da sind wir, bunt und sonnengebräunt und von Blättern eingerahmt. Dann führte uns Herr Fu zurück zum Stamplatz und Fu und Michael schrien einander auf Chinesisch an, es war wundervoll. Ich glaube, sie stritten um uns. Michael sagte, Fu sei dämlich, und Herr Fu sagte zu uns, daß Michael verrückt sei. Die malaiischen Jungen massieren einander, um die Qual des Fastens während des Ramadan zu erleichtern. Die Hippie männer sitzen herum, zupfen an ihren Gitarren und lassen sich Bärte wachsen, während ihre Freundinnen die Wäsche waschen. Leserinnen von *Cosmopolitan* und Debütantinnen könnten von einem Hippie mädchen zum Thema ‚Wie behalte ich meinen Partner‘ einiges dazulernen. Ein Hippie mädchen folgt seinem Freund, bedient ihn, läßt ihn reden, nimmt eine Menge Scheiße friedlich hin und bleibt immer bei der Stange. Und dazu ist sie immer so weiblich in ihrem verblichenen Sarong mit den Glöckchen um die Fußknöchel, mit ihrem verklärten Blick. (So entspannt, daß sie halb tot ist.) Die kommen alle nach Asien, weil man da vom westlichen Materialismus wegkommt, und weil’s so billig ist. Das Problem ist, Orte zu finden, wo man Yoghurt essen kann. Und noch schlimmer, in Indien ißt man keinen braunen Reis. Aber es gibt gute Waffeln hier. Sie tauschen Adressen aus, wo das Haschisch am billigsten und wirklich phantastisch ist. Sie verbarrikadieren sich paarweise gegen den Ansturm von Asiaten, die sie AUSNEHMEN könnten. Er kümmert sich um die ‚großen‘ Probleme, wie ihr zu sagen, wohin sie weiterreisen sollen und wo sie den Stoff herbekommen. Das Mädchen packt die Wäsche zusammen.

INEZ BARANAY

Das erste Stadium der Liebe ist Liebe. Sie dauert Stunden oder Monate oder beliebig lange, aber nicht lange. Das zweite Stadium der Liebe ist Sehnsucht nach dem ersten Stadium. Das nennt sich Liebe. Eine neugeschaffene Liebe auf der Suche nach der Liebe, die einst da war. Glaubt ihr das nicht auch?

In Rom gehe ich, gehe. Ich gehe dauernd, ohne je schwach zu werden, ohne laut aufzuschreien, obwohl ich einmal weine. An der Spanischen Treppe setze ich mich hin und weine. Dann gehe ich weiter. Via Condotti, Via Frattina; flüchtige Eindrücke einer flüsternden Eleganz, geschmückten Leichen gehörend. Rom, ich wurde in Rom geliebt, bevor ich geboren wurde. *Roma, eccomi qui*; Rom verfault weiterhin im Dreck. Dies ist das Forum, dies das Kolosseum, und ich gehe durch den Gestank lebendiger Leichen. Rom; ich hatte mir einen malerischen Hintergrund erträumt, Italien als visuelles Gegenstück zu der einen wundervollen Leidenschaft, den Ereignissen meines Lebens. Aber ich gehe weiter, gequält von dem stummen Schreien, und in allen Straßen breiten sie sich aus und drängen sich überallhin, ekelhaft verfallende Leichen.

Internationaler Kapitalismus in der Krise. Stromausfall. Den Armen wird kälter. Bald gibt es Krieg, die Araber. Die Polizei schießt, die Rote Brigade schießt, besorgte Bürger schießen. Pelze und Goldketten werden reichen Frauen vom Hals gezerrt. Ein Motorrad prescht heran und man entreißt dir etwas, du wirst am Riemen deiner Handtasche mitgezogen, bis dieser reißt und du ohne Tasche dumm dastehst. Irgendwo fällt ein weiterer Körper hin. Man versammelt sich in der mächtigen Sankt Peterskirche, der Heilige Vater wartet ab.

Am Tiber und all seinen Brücken schlägt die unsagbare Stadt mit ihrer unerbittlichen Ewigkeit auf meine Wunden ein.

Du brauchst nicht zu erklären, warum du nach Australien zurückkehrst, alle kehren ja zurück. Es ist ein gutes Leben. Die

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

Wahrsagerin sagte, wir wählen Australien, es ist ein hartes Leben in dem Land, eine Prüfung, etwas, das wir erfahren müssen. Wie wir unsere Eltern wählen, wählen wir Australien. Ein gutes Leben in einem harten Land. Natürlich kommst du pleite zurück. Geld macht man doch in Australien. Deine Freunde sind hier. Das Wetter. Du hast dich daran gewöhnt. Du kannst sparen und im Urlaub wegfahren. Wo sonst gibt es Strände mitten in der Stadt? Die Möglichkeiten. Und manches ändert sich, sieh doch all die Restaurants, libanesischen, vietnamesischen, koreanischen. Anderswo in der Welt gibt es blutige bittere Kriege, hier in Australien bekommen wir bessere Restaurants. Der einzige Ort auf der Welt, wo du nicht zu spät bist für die besten Zeiten. Internationale Trends, durchgehend offene Bars gibt es jetzt auch bei uns.

Dazu kommt noch etwas anderes. In Australien ist dein fernes Herz voll von unbekanntem, geheimen Dingen, von Möglichkeiten. In Australien ist dein trockenes, riesiges Zentrum ungeschaut, unbekannt, aber seit Urzeiten geliebt.

Nenn den Namen irgendeiner Stadt, die ich gesehen habe; unter den ersten Schnapsschüssen, die vor meinem inneren Auge auftauchen, werden ein paar von Bars sein.

Gin am späten Abend, hübsche junge Leute, die Joints über die Theke reichen. Die Zwillinge flippeln. Ich lehne mich an eine schmale Wand und bemerke nicht, daß sich in diesem Moment der Geruch, die Empfindung und ein bestimmter Rhythmus aus meiner Erinnerung verbinden. Da ist der Geruch von holländischem Gin, die Trägheit der an der Bar stehenden Rauchergruppe, das ungewohnte Muster der Töne; so daß ich von jetzt an, sobald du Amsterdam sagst, diesen Moment sehe und für meinen ersten Moment in dieser Stadt halte, sofort die verstreuten, gemütlichen Kneipen wahrnehme, die ihre Wärme die Kanäle entlang verbreiten, während die Kanäle ihren kalten Nebel in die stille, trübe Nacht hinausatmen.

Sie gehen vom Flipper und von mir weg, um mal nachzuchecken.

INEZ BARANAY

„Magst du den Jenever?“

„Ich haÙte Genf, das hab ich dir doch gesagt, diese Sauberkeit, immer werden Uhren aufgezogen, ein Krankenhaus, ein Paradies für Bankangestellte ...“

„Den Jenever.“

„Ach so, den Jenever, doch den mag ich, werde ihn immer trinken.“

Wir sehen uns an, versuchen uns näherzukommen, aus dieser Zweckverbindung ein frei gewähltes Einvernehmen zu machen.

„Du und David, ihr seht aus wie Zwillinge.“ Das hören wir nicht zum ersten Mal. Der dünnste und hübscheste Junge an der Bar ist dabei, Haschisch in Scheiben zu schneiden.

„Das ist Amsterdam.“ David bietet mir die Stadt seiner Wahl, seine Heimat an. „Gute Stimmung, was?“ Kootje lächelt nachsichtig, er stellt sich wohl vor, dies sei der sonderbare australische Humor.

„Jute Schtimmung.“ Wir werden ganz schwach vor Lachen.

Gott, oh Gott, ich bin so müde, dabei bin ich erst hier angekommen, wie bin ich denn hierhergeraten warum bin ich hier warum bist du hier wer ist der liebe Kootje was ist das für eine Bar mögen wir diese Leute eine andere Stadt eine andere Stadt wer wartet dort wen werde ich dort kennenlernen wen werde ich lieben werde ich immer so müde sein so viele Städte und jetzt auch Paris Spanien wann werden wir Zeit zum Erinnern haben werde ich mich nie ausruhen laÙ mich nicht weinen darf ich noch einen Jenever haben noch nicht nach Hause ich kann nicht schon wieder diese schmale steile Treppe zu dir hinauf in einen Dachboden und dort die riesigen vollen komplizierten Koffer sehen und je anfangen.

In jedem Hafen, wo Fremde vorbeikommen, wissen es die hübschesten jungen Männer. Sie führen dich umher (die Altstadt die Moschee die Kasbah das Geschäft wo sie Provision bekommen und dort, zeigen sie gebieterisch, der Ort, wo alle fotografieren) und dann gehen sie wie gewohnt ins Stammlokal. Du darfst

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

sogar mitgehen, ihm seine Getränke bezahlen, ihm Kleinigkeiten kaufen. Er ist das Geld wert. Er erschließt dir die Gegend.

Laß mich dir sagen, wie man reist.

Durch die Liebe erfährt man vieles. Durch die Liebe trifft man sich. Durch die Liebe erlebt man die Wirklichkeit.

Reise allein und du wirst oft mitgenommen. Sei offen sei bereit warte nicht mach den ersten Schritt. Die Welt bietet sich an und du hast alles. Eine Liebschaft im Ausland, eine Eintrittskarte für die dortige Szene. In der Medina, einen steilen Weg hinunter. Wir sind am Mittelmeer, alle schlendern auf die Straße, während am Himmel der grelle Tag dem langen schweren Abend weicht. Ich ließ mich mitreiben, sorglos, von Mohammedaneraugen beobachtet. Ein Kind streckt die Hand aus. Ich lache, es sagt dauernd ficki-ficki und *je t'aime*. Wir machen ein Spiel: ich schlage es auf die Hand, halte meine Hand hin, es schlägt darauf, lacht. Hassan ist derjenige, der anhält und fragt.

Wir gehen eine schmale Treppe hinauf, und hierher werde ich Tag für Tag kommen, aufs offene Dach, zu Gläsern von heißem, stark gesüßtem Pfefferminztee und Kif, einer Pfeife nach der anderen. „Das ist Kif.“ Oh ja. Auf diesem Dach, der Hafen unterhalb. Dort bin ich erst heute angesegelt, wie Worte in einem Traum. Dort ist der Hafen, das sind arabische Laute, und hier ist meine Bande von verbrecherischen Gefährten und hier bin ich: ein süßes Eintauchen in einen langen erstaunlichen Moment des Jetzt.

„Du lachst viel.“

„Ich bin glücklich.“

„Kennst du Bob Dylan? Er singt ‚Sie mag in Tanger sein‘. Tanger ist jetzt dein Zuhause.“

In der internationalen Abteilung im Plattengeschäft finde ich ‚Eine Nacht in der Kasbah‘, in Tanger aufgenommen. Es gelingt dem Stück nicht, eine kostbare vergangene Empfindung zu erschließen, es ist von Maschinen in einem leeren Raum aufgenommen

INEZ BARANAY

worden. Etwas entzieht sich dem Zugriff: ein Café im Großen Soco, wo die Männer sich treffen, Pfeifen die Runde machen, Tee, endlich ein Ort, wo der einzige Fremdling, die einzige Frau, keine aufdringliche Aufmerksamkeit erregt. Vier alte Männer sitzen im Schneidersitz auf einem niedrigen Podium, nehmen ihre Instrumente, und es geht ab. Trommeln, leidenschaftlicher Zauber, hypnotische Streichinstrumente, unvorstellbare Rhythmen, die gleichzeitig üppig und nüchtern sind, eine klagende Melodie, geistlich und sinnlich zugleich. Das Café in seliger beängstigender Hexerei verzaubert. In Verbindung mit den endlosen Pfeifen überläuft mich eine Gänsehaut, ich schwitze und stöhne im geheimen; jedermann ist in seiner eigenen Verzückung befangen. Es ist eure Musik, die mich hierherbringt. Ich wohne auf einem Berg in Ibiza, und nachts bekommen wir Musik von Marokko am Radio herein, seither wollte ich unbedingt hierherkommen, ich höre dauernd von Marokko, und niemand, den ich kenne, will hinfahren, und sie sagen immer, eine Frau sollte nicht allein dorthin. So wußte ich, daß ich trotzdem fahren würde, jeden Abend unter dem schwülen spanischen Mond, betrunken von Herbès und von der Musik, aber nicht so wie das Café, eher wie sein Schatten. Das sage ich später; auf dem Rückweg vom Café kann ich nicht sprechen, wische mir eine Träne ab. „Ich auch“, sagt Hassan, auf rührende Weise zart, „ich mag die alten Leute.“ Im ‚Sahara‘ reicht uns der Kellner eine Pfeife, während wir auf Kuskus warten, und er schiebt eine neue Kassette ins Gerät: ‚The Harder They Come‘. „Das“, sagen sie, „ist die beste Musik: Jamaica.“

Losgelöst von meinem Auswahlverfahren kaufe ich ein Zelt, melde mich im Hotel ab und hinterlasse eine Reisetasche mit Stöckelschuhen und Seidenkleidern (Kostüme für aufgeschobene Phantasien) und bald bin ich in einem Bus zu einem Strandparadies, weiß der Himmel wo. Sie sagen, weiße Frauen verschwinden für immer. Na, ich denke übers Verschwinden nach, und es trifft mich wie eine tiefe Erleuchtung, daß, wenn ich verschwände, ich

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

selber wüßte, wo ich bin, und daß man nur in den Augen der anderen Leute verschwinden kann. Es ist tatsächlich unmöglich zu verschwinden, und wenn man es *könnte*, dann wüßte ich wie!

Ich schwimme morgens mit heimlicher Wonne im stillen Meer, liege an der Sonne. Zurück am Zelt, zeigt mir jemand mein sorgfältig angerichtetes Frühstück. Die Jungs springen mit fieberhafter Schnelligkeit umher, sie jagen nach Bällen und schlagen mit Schlägern danach. Sie sind dauernd am Bauen – ein Zaun um die Zeltstadt, dann ein Dach, dann ein Garten voll Pfefferminze. Ein tägliches Ritual: der Kif wird auf einem Brett ausgelegt, mit einer großen Klinge fein geschnitten. Ich werde weggeschickt und erst gerufen, wenn die Pfeifen angezündet sind; es wird mir nicht erlaubt, das Kraut zu berühren, es meinerseits in die kleinen Tonschalen zu stopfen. Anscheinend ist das wegen der parfümierten Handcreme, die ich benütze. So gehe ich weg, spaziere, lese, schwimme, sitze da, ohne meine neueste Version von Unwirklichkeit zu verstehen. Hassan wird mit Botschaften zu mir herübergeschickt: „Denke nicht. Du denkst zuviel.“ Wundervolle Mahlzeiten erscheinen auf rätselhafter Art, ich werde wieder gerufen, wir sitzen im Kreis. „B’s’m’llah“, wir essen, gießen Wasser über unsere rechte Hand. Eines Tages mache ich die Fahrt zu einem nahegelegenen Markt mit, zur Quelle unserer himmlischen Speisekarte. An einer Biegung in der Straße sind Stände aufgestellt, die bis zum Nachmittag wieder verschwinden werden. Herrliche Berge von Früchten und Gewürzen, abstoßende Stücke von aufgehängtem Fleisch. Da erscheint ein französisches Paar: ein rundlicher kleiner Mann, den man sich nur mit Beret und in der Kleidung eines Matelot vorstellen kann, einen unglücklichen Jüngling still an seiner Seite mitschleppend. Der Matelot stürzt sich auf mich, in der sicheren Erwartung der Kameradschaft anderer von der Dritten Welt umgebener Europäer. Ich entschuldige mich für mein mangelndes Französisch. Er weist fröhlich gestikulierend auf seine Umgebung. „Pittoresk“, deutet er an; ich kann nur beistimmen.

INEZ BARANAY

Mit seinem spärlichen Englisch hat Hassan unter seinen Kameraden noch die besten Kenntnisse in dieser Sprache. Er wird gebeten zu übersetzen. Ernsthaft umringen sie mich. Ob ich an Gott glaube? Es gibt nur *einen* Gott (mit Nachdruck), keine Mutter, keinen Vater, nur *einen*. Ich soll den Koran lesen. Es gibt ihn auch auf Englisch. Später sagt er: „Wenn du einen fickst, mußt du alle ficken.“ „Ich will gar niemanden ficken“, sage ich, ehrlich erstaunt. Nichts dergleichen wird je wieder angesprochen. Einer von ihnen, von ernsthaftem Aussehen, will fließend Französisch sprechen können und versucht sich in philosophischen Fragen, der Bedeutung des Islam. Ich versuche, meine neueste Version der Wahrheit zu formulieren: *La vie n'est pas un question*, aber es ist hoffnungslos. Wir teilen ein unausgesprochenes Bedauern über das ungeführte Gespräch. Ich lese *Krieg und Frieden*, Mahomed, der vorbeigeht, läßt Aprikosen in meinen Schoß fallen. Absalom hält an und bewegt die Hängematte, auf der ich liege. Er zeichnet mir ein arabisches Alphabet, seinen Namen, den meinigen, die nützlichen Wendungen ‚Gott sei gepriesen‘, ‚Gott sei gedankt‘, ‚So Gott will‘. Er führt mich zu einer Quelle auf dem Hügel, und ich kehre dorthin zurück, um meine Kleider, meinen Körper zu waschen, alles zum Trocknen auszulegen, auf die breit daliegenden Hügel hinüberzublicken, die gelbe Fläche dieser fremden Landschaft, und auf die Landstraße, die sich unten an unserem Strand vorbeischlängelt, wo von Zeit zu Zeit eine braungekleidete Gestalt auf einem Kamel vorbeireitet. Sie führt mit exotischen Waren beladene Esel, ein besonnenes Schreiten durch unveränderte Jahrhunderte, der blonden Australierin, die durch die Zeiten gereist ist und von oben zusieht, nicht bewußt. Gänseblümchen wachsen um die Quelle, ich pflücke die Blätter: „Ja Nein Ja Nein.“ Liebt mich Hassan? *Nein* Werde ich nach Marokko zurückkehren *Ja* Werde ich ein Buch schreiben *Ja* Werde ich ein Kind bekommen *Ja* Werde ich morgen in die Stadt zurückfahren *Nein* Am folgenden Tag *Ja*.

Ein neues Kapitel über Tanger, eine strahlend schwarze leicht

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

kurvige Gestalt: Abdul mit seiner Baseballmütze und in amerikanischen Jeans, so süß, daß ich jedesmal lachen mußte, wenn wir uns ansahen. Er schoß durch die Kasbah, durch sein Heim, die engen Gassen. Was ich essen, kaufen, sehen möchte; er sprang auf, lief, führte mich. Die sprichwörtlichen Löcher in der Mauer (die ich allein nie fand); in jedem war ein Freund, bei diesem aßen wir Fisch, köstlich, für zwei Dirham; ein anderes Loch enthielt verführerische Bernsteinperlen; in wieder einem anderen Loch wurde mir mit stumpfer Schere das Haar gestutzt. Die obere Partie lang lassen, deutete ich durch Gesten an. Er nickte zum Zeichen, daß er mich verstand: *Oui, comme John Travolta*. Auf der Straße sammelte sich ein Grüppchen schäbiger Zuschauer, ihr schnellgesprochenes arabisches Gerede so undurchsichtig wie irgendein orientalischer Tonfall. Ein weiteres Loch in der Mauer mit Tee und Kif, Abdul holte Schafkäse, Feigen, Datteln. „Du warst in Fes“, sagt der Freund, „du weißt, was sie dort über uns sagen: ‚In Tanger tun die Männer nichts als aufs Meer schauen, Kif rauchen und schwatzen.‘“ Offenbar ist das wahr und kein Kompliment. Elegant springend führt mich Abdul an den Schlangenbeschwörern vorbei; wir klettern an steilen Felsen hinunter, als ob ich irgendein Wildfang wäre. „Um Himmels Willen.“ Aber er kennt keinen Protest, da ist was dran. Als wir am Meer sind, die steilen Felsen hinter uns, die Medina oberhalb, ist da ein Freund, der in einem Zelt wartet. Sie greifen zur Gitarre und spielen. Diese marokkanischen Engel, selber von arabischen Harmonien durchdrungen, haben jahrelang ganze Kassettengeräte mit amerikanischem Rock and Roll verschlungen, und nun bringen sie eine unerhört bezaubernde Synthese hervor. Bevor wir uns an den steilen Aufstieg machen, an verschleierte Frauen mit dem seltsam leeren Blick ihrer verhüllten Gesichter vorbeieilen, halten wir an und wenden uns dem Meer zu. Er in seinem Hollywood T-shirt, das bezaubernde Kind, reicht mir mit stolzer Scheu eine winzige Flasche eines unbekanntenen Parfüms. „Wie viele Kamele für dich?“ fragt er. „Ich glaube, ganz

INEZ BARANAY

Tanger.“ Ich bin von einer dummen Fröhlichkeit durchströmt und halte sie nicht aus, ich suche die vertraute Reue, ich gehe weg und mache Ärger, vernachlässige unsere nächste Verabredung.

Als ich Abdul zum letzten Mal sehe, ist er plötzlich großgewachsen, männlich, würdig aussehend mit Djellabah und Käppchen. „Ich wartete auf dich“, sagt er und droht mir streng mit dem Finger, ohne zu lächeln.

Sieh mehr vom Land, sagte ich mir, und unternahm die holprige siebenstündige Fahrt. Neben mir war ein deutscher Junge, der daran war, ohne Gepäck und Geld quer durch Afrika zu reisen. Dünn, bleich und kränklich, aß er trockene Feigen zur Kur und bettelte bei jedem neuen Marokkaner vergeblich um Kif. Wie wir uns der uralten, von Mauern umgebenen Stadt näherten, rief deren furchterregender Anblick eine Kindheitserinnerung wach, in der sich Biblisches mit Träumen und Märchen vermischt. Fes enthielt ein tiefes, vom Fluß der Zeit unberührtes Geheimnis, das zu enthüllen mehrere Leben und viel Andacht benötigen würde. Mahomed David lungerte bei der Bushaltestelle herum, eifrig darauf bedacht, Bekanntschaften zu machen, sein Englisch zu üben, der notwendige Führer durch das riesige, enge Labyrinth zu sein. Ich blieb in der Medina, aus hartnäckiger Dummheit; die annehmbaren Hotels waren in der Neuen Stadt, ich hätte mich entschließen können, einmal annehmbar zu sein, anstatt drei Tage in verrückter Unbequemlichkeit und exotischem Dreck zu verbringen. Mahomed David erklärte sich bereit, mir weibliche Gesellschaft zu verschaffen; ich zeigte auf die Tasche, und er führte mich. Er zeigte mir das Bad, und ich saß nackt in einer Kabine, von einem zeitlosen Weib und einem winzigen nackten Mädchen bedient. „Madame! Madame!“ kreischten die marokkanischen Matronen aus ihren seifigen Winkeln, zeigten auf ihre Fotze und lachten kreischend. Im Haus von Mahomed David wurden meine Hände und Füße von der verdrossenen Najida und zwei schrill kichernden schwarzäugigen Nachbarinnen kunst-

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

voll mit Henna verziert; die Nachbarinnen schrien eine halbe Stunde lang arabisch auf David ein, als er im Spaß vorschlug, sie könnten beim Haschrauchen mitmachen, wie ich es getan hatte. Meine gefärbten Hände und Füße wurden während meines weiteren Aufenthalts in Marokko oft bewundert. Najida, eine müde Neunzehnjährige, kochte und putzte und wusch rastlos, ging hin und her und gab ihren Kindern und den Männern zu Essen, wickelte das Baby eng ein und wiegte es raunend über brennenden Räucherstäbchen, schlief mit dem Säugling an der Brust ein und wurde von ihrem Mann abrupt geweckt, damit sie ihn bedienen und ihm etwas reichen konnte, was ihm bei der Hand lag. Meine westliche feministische Sensibilität schrie protestierend auf; ich zwang mich, zu schweigen. Welche Einbildung, mir vorzustellen, daß Najida mich beneiden könnte – weil ich um nichts in der Welt mit ihr tauschen würde. Diese scheinbar größere Freiheit, die ich habe, sind nicht alle gleich frei? Wie sollte ich glauben, daß diese Frauen sich selbst verhüllt und entmenschlicht vorkommen, und welcher Widerspruch besteht zu der Anmut und der Großzügigkeit, die mich umgibt?

Am nächsten Tag gingen wir nach Sidi Harazen und tranken Mineralwasser, badeten darin und machten unter den Bäumen Picknick. Najida saß müde bei den anderen Frauen, dann legte sie das eingewickelte Kind in meinen Schoß.

Ich werde immer Heimweh haben, wo ich auch bin.

Ich glaubte anfänglich, ich würde mich nur in Orte verlieben. Später auch in Leute, wenn man ein Flugzeug brauchte, um hinzukommen. Aber zu lieben und nach nichts zu verlangen, und dann nur noch mehr Gründe zum Lieben zu haben, als ob es ein Zwang wäre ...

Venedig tauchte aus dem Wasser und erschien mir als ein Traum vom gemeinsamen anmutigen Wiedereintauchen ins Meer.

„Venedig ist mit purpurnen Wegen gepflastert“, und kein Wunder.

INEZ BARANAY

Laßt euch warnen. Ich schreite die Labyrinth und Gassen ab und fahre immer wieder um die Landeplätze der Vaporettos herum ...

Ich kehrte nach Venedig zurück und kehrte wieder zurück; jedesmal regnete es, und das sollte es auch; Venedig sollte man in der Umarmung eines grauen feuchten Schleiers sehen, es ist unvorstellbar in den bunten sommerlichen Farben der Postkarten.

Ich lehne an einer Brücke, sehe die Lagune an, werde keinen Moment alleingelassen. Ich kann ‚Ich will allein sein‘ in sieben Sprachen sagen, aber in keiner glaubt man es mir. So wurde ich wütend, so wurde er wütend. „Du bist nicht nett“, sagt er boshaft. „Du siehst nett aus, aber du bist es nicht, du bist kalt.“

Da gibt es Harrys Bar, wo man sitzen und schreiben und sich umsehen kann, ohne angepöbelt zu werden. Die internationale Gesellschaft, oder was immer sie ist, ist nicht unattraktiv. Denk nicht an den Preis und bestell noch einen Whisky, und noch einen, wenn du willst, es gibt viele billige Lokale in der Nähe, und du wirst bald genug wieder in ihnen verkehren. Hier gefällt es mir, in meinem seltsamen Aufzug als einsame Frau aufzutreten, in einer Stadt, die auf Wasser gebaut ist, das der Beschreibung spottet. Wie wenn ich immer noch den Canale Grande hinunterfahren würde, mich hinausbeugend, mich um das Unausdrückbare bemühend. Ich trank und schrieb: ‚Wie man feststellen kann, ob ein Mann schwul ist: da man schon so viele Schwule kennt, besteht die Prüfung einfach darin, daß man sich fragt, ob er einem von ihnen ähnelt. Wenn ja, dann ist er’s. Stimmt mit einiger Zuverlässigkeit.‘

Venedig, reichlich gepriesen, bleibt meiner hilflosen Liebe gegenüber gleichgültig, von kleinlicher Launenhaftigkeit. So ist meine Lage, und wenn ich wiederkomme, ist es immer dasselbe.

Venedig läßt sich durch Worte oder Bilder nicht einfangen. Aber beim Frühstück in meiner Pensione lernte ich Betty aus San Francisco kennen, der es gelungen war, die Farben von Venedig in ihren Zeichnungen einzufangen.

„Du hast die Farben getroffen“, sagte ich, und wir vermochten

DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN

etwas über diejenigen zu sagen, die so dachten, und über jene, die nicht so dachten. Wie die Amerikanerin, die jemand in der Bank hatte sagen hören „Bringt die Schweizer her, die machen den Ort mal richtig sauber.“ Das kommt einem vor, als ob wir nicht alle in derselben Welt lebten.

Ich werde hier nicht bleiben; weiter zu neuen Geschehnissen. Ich sah mir selber zu, das war mein letzter Spaziergang, weil ich heute einen Zug nehmen werde, und ich saß auf einer Terrasse beim Bahnhof und beim Canale Grande und weinte und war beeindruckt, wie meine Tränen flossen. Reisen ist das traurigste Vergnügen. Das habe ich irgendwo gelesen.

Paolo hätte mir zu all dem einen Tip geben können, denn er lebte in Venedig und auch in New York. Er schien aus wohlformulierten Gründen, die ich seither vergessen habe, meine angenommene Verehrung für Venedig gering zu achten. Sein im Entstehen begriffener Roman spielte in Venedig – eine kurze Intrige, die sich in Häusern, Bars und auf Brücken in Venedig abspielte. (Einen Bestseller zu schreiben wäre gut, sagte er; der Zweck des Geldes ist, daß man noch im Alter guten Sex haben kann.) Alles was ich von einem Ort erwarte ist, daß er der persönlichen Seifenoper meines eigenen Lebens als Schauplatz dient. Ich will keine Fotos, keine Autogramme, keine Souvenirs oder Eintragungen ins Gästebuch. Ich hätte in Venedig länger bleiben und Intrigen anzetteln können, aber ich war es allzu sehr gewohnt, mir zu wünschen, ich wäre länger geblieben. Beim nächsten Mal ging ich unsichtbar und gerüstet und kämpfte wieder um mein Herz gegen Venedig.

Sydney, in solch betäubendem Sonnenschein ausgebreitet, regt sich, von vorübergehender Neugier bewegt, kaum. „Ich wußte nicht, was ich erwarten sollte ... ich wollte hier Koalabären und Känguruhs sehen und etwas über die Aborigines erfahren.“ Damit war er zufrieden. „Mensch, diese Koalas sind *high*“, sagte er zu seinem

INEZ BARANAY

Freund. „Erzähl ihm von den Koalas“, sagte er zu mir. Ich gehe darauf ein.

„Sie berauschen sich an Eukalyptusblättern. Es ist wie eine Droge. Sie essen nichts anderes.“ Sie staunen. „Und sie trinken kein Wasser, stimmt’s?“ Das stimmt. „Die Känguruhs – dieser *Schwanz*.“ Sie denken daran und schütteln den Kopf und staunen über die Wunder der Natur, die ihnen Australien offenbart.

„Sie ist auch weit herumgekommen“, sagt er zu seinem Freund, mit für Australien ungewohntem Beifall; ich erzähle weiter.

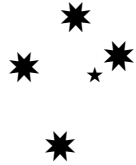
Das ist ein Wunder, hier ist ein Mann, der mich zum Lächeln bringt. Was er hört, ist nichts Neues, überall, wo er gewesen ist, beklagen sich die Frauen über ihre Männer. In Japan zum Beispiel, da sind die Männer klein. (Eine Begegnung der reisenden Art in Sydney; im blöden, friedlichen, strahlenden Sydney.) Was ich über die Bibel wisse, will er wissen, was über die Amerikaner, was ich überhaupt wisse, wo ich doch in Australien lebe?

Millie und ich erinnern uns manchmal daran, wie wir ausgingen, um Spaß zu haben und weil wir dachten, wir würden jemanden kennenlernen. Wir machten uns Joints zurecht für jetzt und für später, in einem Eingang oder in einer Toilette. Da wird unsere Art Musik gespielt. „Wenigstens diesmal.“ Es ist nicht Diskofieber, eher eine Diskogrippe. Wir lehnen in unseren Ballkleidern an der Wand und sagen, diese Puppen sind halb so alt wie wir, und wozu Australien, wenn einen die Männer doch nicht zum Tanzen auffordern. Warum sollten sie auch, ich habe mehr Spaß mit dir, und damit Schluß. Wir sehen in unsern Geldbörsen nach, es reicht noch für ein Getränk, wenn wir es teilen. An den Felsen von Tamarama sehen wir die Sonne aufgehen und sich ausbreiten, bis zum Strand zum Kings Cross zum Hafen zum Opernhaus zum leichten Leben den Möglichkeiten den beschissenen blöden Känguruhs irgendwo dort draußen.

Übersetzt von Bettina Boss

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

David Brooks



Die Zeile

Spät, in der heißesten Nacht des Jahres, sitzt er am Fenster. Lange Zeit sucht er eine Zeile und schließlich findet er sie auch, beginnend unter der Spitze seiner Feder, und sie läuft weiter über die Seite unter den Worten *und läuft weiter über die Seite* bis sie den Rand erreicht, wo sie unabhängig von Tinte und menschlicher Tätigkeit nur kurz innehält, wie ein Turmspringer vor dem Sprung, bevor sie sich zum Schreibtisch weiterbewegt und dann an der Kerze und dem Glas vorbei zum Fensterbrett.

Von dort aus, den ersten leisen Regungen einer kühlen Brise vom Fluß her entgegen, schlüpft sie durch den Fliegendraht hinaus über die Fuchsien und den Rasen. Sie überquert den Fußweg, erhebt sich über die Bäume und, ohne den Straßen zu folgen, bewegt sie sich westwärts über die Roe Street und die Beggar's Lane zu den Sportplätzen und alten Steingebäuden der Universität. Sie hält sich aber weder hier noch im Caféviertel auf, sondern verfolgt ungefähr den Lauf des Flusses, zunächst durch den breiten Aufwind dichterem Sauerstoffs über dem Park, genau über dem letzten Liebespaar auf dem Rücksitz eines alten Holden und dem ausgestreckten Arm des Standbilds von Sir John F., dem Gründer der Stadt, und dann weiter über die lange vollkommene Spiegelung der Great Port Bridge, bis sie die schlafenden Vororte erreicht. Nach etwa einer Meile verlangsamt sie ihr Tempo, sinkt und nähert sich behutsam dem dritten Fenster von links an der Vorderseite eines noch dunklen Hauses vier Meilen bzw. drei Stadtplanseiten von der Stelle, wo sie die ordnungsgemäßen Grenzen des einleitenden Absatzes einer Erzählung sprengte, für die sie in Wirklichkeit vielleicht nie bestimmt war.

DAVID BROOKS

Um ihr mit dem Auto zu folgen, (die öffentlichen Verkehrsmittel kämen erst recht nicht in Frage), müßte man, wenn man sich wieder des Stadtplans bedient, auf Seite 48 anfangen in dem Quadrat zwischen den feinen blauen Linien, die von beiden Seiten des Buchstaben *B* nach unten führen, und denen, die sich von der Zahl 53 am äußersten rechten Rand nach links erstrecken. Obwohl die allgemeine Fahrtrichtung nach Westen führen muß, würde man zunächst die Alton Road nach Süden nehmen, bis zur Ecke mit der Balcott. Dort würde man an der Kirche mit dem großen Radfenster nach rechts abbiegen und sich quer über zwei Quadrate dahin begeben, wo Seite 47 angrenzt und die Balcott, nachdem sie zuerst die Charles Road gekreuzt hat, in die Dean Parade mündet. Jetzt fährt man die Dean entlang genau nach Westen durch vier Quadrate des hellblauen Gitternetzes hindurch – am städtischen Freibad, den Gebäuden der Stadtverwaltung und der höheren Mädchenschule vorbei – und kommt nach einer Unterführung unter der Stadtautobahn in die Estuary Road, wo die Floral Beach Parade und die Seite 46 ihren Anfang nehmen. Der Floral folgt man quer über die obere rechte Ecke des Plans, vorbei am Dog Swamp und dem Herdsman-Friedhof, wo man, da man zu weit nach Nordwesten geirrt ist, auf Seite 36 verwiesen wird, auf der die Floral erst die Green Street kreuzt und dann Richtung Meer abbiegt. An der Herbert Street geht es nach links. Jetzt führt die Richtung wieder nach Süden, und man fährt unter blühendem Eukalyptus bis zu einer kleinen Gasse, deren Name natürlich mit dem Buchstaben *I* beginnt, und hält vor der noch dunklen Vorderseite von Nummer 38, wesentlich im Nachteil gegenüber der Zeile, die sich, da nicht erdgebunden, schon vor etwa einer halben Stunde durch das dritte Fenster von links – der kühlen Meeresbrise wegen offengelassen – Einlaß verschaffen hat und durch die wehenden Vorhänge gedrungen ist auf ein Bett zu, in dem eine Frau schläft. Ihre Haut ist zart und weiß, und ihr Haar leuchtet rotbraun. Ihr

DIE ZEILE

Gesicht ist halb verdeckt durch ihren abgewinkelten rechten Arm und eine Falte des einzelnen Bettuchs. Von diesem letzten Hindernis ungestört, hat die Zeile sie schon längst gefunden und hat sich, nicht ohne eine anfängliche parabolische Abschweifung, ihre linke Wade und ihren Oberschenkel entlanggeben und ist zur Ruhe gekommen, zufrieden und ohne die geringste Absicht zurückzukehren.

Die Frau weiß wohlbemerkt überhaupt nichts davon. Sie ist in Wirklichkeit von Alain Dufort* übernommen worden und ist zuletzt auf einem Balkon über einem mit Palmen gesäumten Innenhof gesehen worden. Nach dem Aufwachen würde sie lediglich berichten können, daß sie von einem alten Mann geträumt hat, der auf einer Strandpromenade Möwen fütterte, die ohne ersichtlichen Grund plötzlich in die Luft stiegen und, nach Westen schwenkend, eine unklare Mitteilung, frei von Gitternetz und Erzählung, mit ihren weichen grauen Flügeln zeichneten gegen einen dunklen Himmel, der Regen versprach.

Übersetzt von Nic Witton

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Peter Carey



Bericht über die Schattenindustrie

1.

Vor zehn Jahren ging mein Freund S. nach Amerika; ich habe immer noch den Brief, den er mir kurz nach seiner Ankunft geschrieben hat und in dem er beschreibt, wie die Schattenfabriken, die damals überall an der Westküste entstanden, sich auf das Leben dort auswirkten. „Morgens früh um zwei kann man Leute mit dunklen Brillen durch die Supermärkte wandern sehen. In allen Regalen stehen große Schachteln, einige kosten 50 Dollar, aber die meisten nur fünf. Ständig dudelt Musi. Das stinkt mir noch mehr als die Schatten selbst. Die Leute schauen einander nicht an. Sie kommen, um in den Schachteln mit Schatten zu stöbern, obwohl man ihnen von außen nicht ansehen kann, was sie enthalten. Der Gedanke, daß die Leute es nötig haben, morgens um zwei aus dem Haus zu gehen, um ihr Glück mit einem Schatten zu versuchen, deprimiert mich sehr. Letzte Woche war ich in einem Supermarkt in der Nähe von Topanga und sah, wie ein alter Neger die Seite einer Schattenschachtel aufriß. Er wurde fast augenblicklich festgenommen.“

Das war vor zehn Jahren ein befremdlicher Brief, aber er beschreibt genau Szenen, die bei uns inzwischen alltäglich geworden sind. Gestern fuhr ich vom Flughafen zurück, vorbei an Schattenfabrik um Schattenfabrik, große, charakterlose Gebäude, die in der Sonne gleißen und deren Geheimnisse von ehemaligen Polizisten mit Schäferhunden bewacht werden.

Die Schattenfabriken haben riesige Schornsteine, die weit in den Himmel reichen, Schornsteine, die Qualm in bunten, glänzenden

BERICHT ÜBER DIE SCHATTENINDUSTRIE

Farben ausstoßen. Einige meiner eher zynischen Freunde behaupten, daß der Qualm nichts mit irgendwelchen Produktionsprozessen zu tun habe und er lediglich ein Trick sei, vorgetäuschter Beweis, daß in den Fabriken technologische Wunder bewirkt würden. Weitverbreitet ist die Vorstellung, daß der Qualm zu manchen Zeiten die machtvollsten Schatten enthalte, solche, die zu groß und zu gewaltig seien, um in Schachteln verpackt zu werden. Man kann häufig alte Frauen vor den Fabriken stehen sehen, die stundenlang in den Qualm starren.

Manche behaupten auch, der Qualm sei wegen der bei der Herstellung verwendeten krebserzeugenden Chemikalien gefährlich. Andere argumentieren, der Schatten sei ein natürliches Produkt und deshalb schon von Natur aus chemisch rein. Sie weisen auf die Vorteile des Qualms hin: die farbenprächtigen Muster in den Wolken, die die Menschen an das Glück erinnern, das ein vollkommen erschauter Schatten gewährt. Für das letzte Argument spricht einiges, denn an bedeckten Tagen ist der Himmel über unseren Städten ein wunderbarer Anblick, voll blauer und zinnoberroter und leuchtend grüner Schattierungen, die seltsame Strukturen und Formen in den Wolken hervorheben.

Andere sagen, daß die Wolken jetzt die schreckliche Schönheit der Apokalypse enthielten.

2.

Die Schatten werden in große, verschwenderische Schachteln verpackt, die mit bunten abstrakten Mustern bedruckt sind. Das Amt für Statistik gibt bekannt, daß der durchschnittliche Haushalt 25% seines Einkommens für diese teuren Güter ausgibt und daß dieser Prozentsatz bei sinkendem Einkommen steigt.

Manche sagen, die Schatten seien schlecht für die Leute, versprächen ein unreichbares Glück, das sich nie verwirklichen läßt und deshalb von der sehr wirklichen Schönheit der Natur und des

PETER CAREY

Lebens ablenke. Andere aber argumentieren, daß es Schatten in der einen oder anderen Form immer schon gegeben habe und daß der verpackte Schatten für die psychische Gesundheit in einer fortgeschrittenen technologischen Gesellschaft eine Notwendigkeit sei. Es gibt jedoch wissenschaftliche Untersuchungen, die darauf hindeuten, daß die hohe Selbstmordquote in den industrialisierten Ländern mit der Beliebtheit der Schatten zusammenhängt und daß es einen direkten statistischen Zusammenhang zwischen dem Verkauf von Schatten und der Selbstmordrate gibt. Dies ist von denen, die die Ansicht vertreten, die Schatten seien nur Spiegel der Seele, so erklärt worden, daß der Mensch, der in eine Schattenschachtel blickt, nur sich selber sehe, und wenn er Schönheit darin erblicke, sei sie seine eigene und die Verzweiflung, die er erfahre, werde aus der Armut seines Geistes geboren.

3.

Weihnachten besuchte ich meine Mutter. Sie lebt allein mit ihren Hunden in einem armen Stadtteil. Da ich ihre Schwäche für Schatten kenne, brachte ich ihr mehrere von der teuren Sorte mit, mit denen sie sich in die Abgeschlossenheit ihres Schattenzimmers zurückzog, um sie zu betrachten.

Sie blieb so lange in dem Zimmer, daß ich mir Sorgen machte und an die Tür klopfte. Sie kam sofort heraus. Als ich ihr Gesicht sah, wußte ich, daß es keine guten Schatten gewesen waren.

„Es tut mir leid“, sagte ich, aber sie gab mir schnell einen Kuß und erzählte von einem Nachbarn, der im Lotto gewonnen hatte.

Ich kenne selbst die Enttäuschungen der Schattenschachteln nur zu gut, denn ich habe auch eine Schwäche in dieser Richtung. Für mich ist sie sowas wie ein geheimes Laster, eines, das meine klugen Freunde nicht billigen würden.

Ich traf J. auf der Straße. Sie unterrichtet an der Universität.

„Ah“, sagte sie in wissendem Ton und tippte auf das dicke Pa-

BERICHT ÜBER DIE SCHATTENINDUSTRIE

ket, das ich unter dem Mantel verborgen trug. Ich weiß, daß sie aus dieser Entdeckung Kapital schlagen und ein wenig Klatsch auf den Dinnerparties, die sie so liebt, ausbreiten wird. Ich vermute jedoch, daß auch sie eine Schwäche für Schatten hat. Sie hat das vor einigen Jahren, zur Zeit des seltsamen Mißverständnisses, das sie immer noch gern ‚unsere Affaire‘ nennt, so gut wie eingestanden. Sie war es auch, die auf jenes Gefühl von Leere anspielte, die fürchterliche Verzweiflung, die einen überkommt, wenn es einem nicht gelingt, den Schatten zu erfassen.

4.

Mein eigener Vater verließ wegen etwas, das er in einer Schattenschachtel gesehen hatte, die Familie. Es war nicht mal eine teure Schachtel, ganz im Gegenteil – eine kleine Überraschung für ihn, die meine Mutter mit dem Rest vom Haushaltsgeld gekauft hatte. Er öffnete sie nach dem Abendessen am Freitag Abend und war schon weg, als ich am Samstag Morgen zum Frühstück herunter kam. Er hinterließ eine Notiz, die mir meine Mutter erst vor kurzem gezeigt hat. Mein Vater konnte sich nicht gut ausdrücken und hatte Schwierigkeiten mitzuteilen, was er gesehen hatte. *„Worte können nicht ausdrücken was ich fühle wegen der Dinge, die ich in der Schattenschachtel sah, die du mir gekauft hast.“*

5.

Meine eigenen Gefühle gegenüber den Schatten sind in hohem Grad ambivalent. Denn hier habe ich einen weiteren hergestellt: flüchtig, unbefriedigend, auf größere Schönheit hinweisend und auf tiefere Geheimnisse, die irgendwo vor dem Anfang und irgendwo jenseits des Endes existieren.

Übersetzt von Barbara Hüppauf

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Helen Garner



Ein Leben für die Kunst

Meine Freundin und ich führten den Hund auf dem Friedhof aus. Es war ein Melbournherbst: lauer Wind, weiche Luft, milde Sonne. Der Hund trottete vor uns her, zwischen den Gräbern. Ich hatte eine Schere in der Tasche, falls wir an einem Rosenstrauch auf einem vergessenen Grab vorbeikämen.

„Ich mag keine Rosen“, sagte meine Freundin. „Ich verachte sie wegen ihrer Dornen.“

Der Hund lief in eine Ecke mit Efeu und verharrte da. Wir stolzierten am Elvis Presley Denkmal vorbei.

„Was hättest du gern auf deinem Grabstein stehn“, fragte meine Freundin, „als Inschrift?“ Ich dachte lange nach. Dann sagte ich: „Besitzerin von zweihundert Paar Schuhen.“

Als wir uns wieder gefangen hatten, zeigte meine Freundin auf einen Grabstein, auf dem stand: *Sie hat nur für andere gelebt*. „Armes Wesen“, sagte meine Freundin. „Auf *mein* Grab sollst du schreiben: *Sie hat nur für sich selbst gelebt*.“

Wir stolperten weiter, die überwachsenen Pfade entlang.



Meine Freundin und ich kannten uns seit zwanzig Jahren, aber wir hatten nie im selben Haus gewohnt. Sie war genau im richtigen Augenblick aus Europa zurückgekommen, um ein Zimmer in dem Haus, das ich gemietet hatte, zu übernehmen. Es war frei geworden, weil der Mann – aber das ist eine andere Geschichte.



EIN LEBEN FÜR DIE KUNST

Meine Freundin ist auf eine bestimmte Weise gläubig, die ich stets heimlich für *überkandidelt* erklärte. Manchmal dachte ich: „Meine Freundin ist, was man früher eine ‚irre Schachtel‘ genannt hätte.“ Meine Freundin glaubt an Wiedergeburt: nicht, daß das an sich für mich nicht akzeptabel wäre. Sie schrieb mir manchmal lange Briefe von irgendwo aus der weiten Welt, Briefe in ihrer wunderbaren, eleganten, flüssigen Handschrift, voller Geschichten aus dem einen oder anderen ihrer früheren Leben, Geschichten, die ihre psychologische Anlage und ihr Verhalten in der gegenwärtigen Inkarnation erklärten. Meine Augen überflogen die Zeilen, vom Gefühl der Peinlichkeit beschleunigt.



Meine Freundin malt.



Als ich meine Freundin kennenlernte, war sie verlobt. Sie trug einen teuren alten Ring mit einem Saphir und italienische Stiefel. Als ich sie das nächstemal sah, im Kaufhaus, war ihre Hand bloß. Ich habe nie nachgefragt. Damals studierten wir. Wir gingen in einen Club in South-Yarra zum Tanzen. In der Band spielten Studenten. Die mochten wir, aber mit zweiundzwanzig Jahren fühlten wir uns wie ältere Frauen, schon verblässend, beinahe wie auf dem Beutezug. Wir lasen *The Roman Spring of Mrs Stone*. Das war 1965; vor dem Feminismus.



Meine Freundin kam mit ihrem Koffer aus dem Flugzeug. „Ist dir je aufgefallen“, fragte sie, „daß sich australische Männer, sogar

HELEN GARNER

in ihren Vierzigern, wie kleine Jungs kleiden? Sie tragen kurze Hosen und Sandalen und kleine gestreifte T-shirts.“



Ein Kater lag jeden Morgen, wenn wir die Tür öffneten, schlafend unter einem Busch in unserem Garten. Wir holten ihn rein. Meine Freundin und ich stritten darüber, in wessen Schoß er liegen sollte, während wir fernsahen.



Meine Freundin ist unmusikalisch. Aber einmal sang sie *Blue Moon*, Strophen und Refrain, in einer tonlosen Sprechstimme, hinten im Auto, während wir den Punt Road Hügel hinauf und dann wieder runter und weiter über den Fluß nordwärts fuhren; und es machte ihr nichts aus.



Meine Freundin lebte als Studentin in einem Haus nahe der Universität. Ihr Bett stand genau unter dem Fenster im vorderen Zimmer im Parterre. Eines Nachmittags kam ihr Vater zu Besuch. Er klopfte an. Als niemand reagierte, sah er durchs Fenster. Was er sah, ließ ihn zurücktaumeln, bis in den Zaun. Es war eine Art Herzanfall, sagte meine Freundin.



Meine Freundin ging nachmittags immer in der Nähe unseres Hauses spazieren. Sie kam aus kleinen Gäßchen zurück, die Arme beladen mit Grünzeug. Sie fand Vasen in meinen staubigen Schränken. Ihre Arrangements aus den Blättern waren elegant und großzügig.

EIN LEBEN FÜR DIE KUNST



Bevor wir beide verheiratet waren, ging ich einmal zu meiner Freundin und half ihr das Bad streichen. Die Farbe war Orange, und orange war auch mein Baumwollkleid. Sie lachte, weil alles, was sie von mir sehen konnte, während ich im Bad stand, meine Glieder und mein Kopf waren. Später, als es dunkel wurde, saßen wir an ihrem Küchentisch und rollten uns einen Joint. Es war das erste Dope, das ich je gesehen oder geraucht hatte. Ich war voller Angst, ein Polizist könne durchs Küchenfenster sehen. Ich konnte nicht verstehen, warum meine Freundin nicht den Vorhang zuzog. In der warmen Nacht gingen wir dann hinauf zu Genevieve und aßen zwei Teller Spaghetti. Mir kam es vor, als ob ich jede Nudel einzeln spürte.



Meine Freundin war gerade in einem fernen Land, als ihr Vater starb.

„Jetzt weiß ich“, sagte sie zu mir, „was Trauer ist.“

„Was ist es?“, fragte ich.

„Manchmal“, sagte meine Freundin, „ist es, was man erwartet. Und manchmal ist es nichts anderes als schlechte Laune.“

Als der Vater meiner Freundin starb, waren seine Verhältnisse ungeordnet, und er hinterließ kein Geld.



Meine Freundin war der erste Mensch, den ich je das Tabu brechen sah, keine gestreiften und geblühten Muster zusammen zu tragen. Sie stand auf den Stufen zum Ehrenmal der Gefallenen und hielt einen schwarzen Regenschirm über ihren Kopf. Das war in den Sechzigern.

HELEN GARNER



Meine Freundin kam aus Europa zurück und fand einen Job. An den Tagen, an denen sie nicht für Geld Theaterkulissen bemalte, ging sie in ihr kaltes und schmutziges Studio in der Stadt und malte für das Andere, was immer das sein mag. Sie trug billige Schuhe und steckte ihre Haare im Nacken zu einer Rolle hoch.



Meine Freundin ging als Studentin bei einer einschlägig bekannten Frau in den Vierzigern babysitten, die nachts arbeitete.

„Wie ist sie?“, fragte ich.

„Sie führte mich nach oben“, sagte meine Freundin, „und zeigte mir ihr Schlafzimmer. Es war voller Blumen. Wir standen an der Tür und schauten rein. Sie sagte, ‚Sex ist für mich kein Problem.‘“



Als die Person ... der Mann, dessen Zimmer meine Freundin hatte, zum Essen kam, konnten meine Freundin und er stundenlang, noch nachdem alle anderen aufgestanden waren, über verschiedene Arten der Wahrnehmung und des Verstehens reden. Meine Freundin sprach langsam, in langen, verschachtelten Sätzen und eingemischten Metaphern und lachte oft. Der Mann, ein Naturwissenschaftler, sprach mit einer leichten, schnellen Stimme, aber er saß still. Sie schienen sich gegenseitig zuzuhören.

„Ich meine nicht einen Gott im christlichen Sinn“, sagte meine Freundin.

„Es ist der Egoismus“, sagte der Mann, „der den Leuten den Wunsch eingibt, ihr Leben möge einen Sinn haben, der über sie hinausreicht.“

EIN LEBEN FÜR DIE KUNST



Meine Freundin und ich arbeiteten einen Sommer lang in der Abteilung für Herrenunterwäsche in einem großen Geschäft in Footscray. Wir trugen unsere kleinen Baumwollkleider und blaue Sandalen. Wir waren zufrieden, verkauften, packten ein, stiegen die Leiter rauf und runter, bedienten die Kasse, gingen mittags mit den Jungs aus dem Laden in den Park. *Ich* war zufrieden. Der Jüngste sah uns an, seufzte und sagte: „Ich weiß nicht, welche von euch beide ich am meisten liebe.“ Eines Tages bediente meine Freundin eine schmalgesichtige Frau an der Spezialitäten-Vitrine. Da gab es einen Schrei. Ich sah auf. Meine Freundin rannte zur Tür. Sie schluchzte. Wir standen alle still, in dramatischen Haltungen. Die Frau breitete ihre Hände aus. Sie sprach zu dem gesamten erstarrten Laden.

„Ich habe nichts gesagt“, sagte sie. „Mit *mir* hat das nichts zu tun.“

Ich ließ meine Kundin stehn und rannte meiner Freundin nach. Sie war die halbe Straße hinunter gelaufen und sah in ein Schaufenster. Sie hatte aufgehört zu weinen. Sie fing an, mir alles zu erzählen ... aber das ist jetzt ohne Bedeutung. Das war in den Sechzigern; vor dem Feminismus.



Meine Freundin kam in manchen Nächten in einer ruhigen Seligkeit aus ihrem Studio heim. „Was wir brauchen“, sagte sie, „sind diese Augenblicke völliger Hingabe, wenn die Wirklichkeit selbst einem unbehindert die Hand führt.“



HELEN GARNER

Meine Freundin schnitt Zitronen in Stücke und warf sie in den Wasserkrug, wenn das Geld nicht für Wein reichte.



Meine Freundin kam aus der Arztpraxis. Ich rannte hin, um sie am Arm zu halten, aber sie drängte an mir vorbei und beugte sich über die Gosse. Ich gab ihr mein Taschentuch. Durch die offenen Türen der Straßenbahn blies der Sommerwind. Wir standen und hielten uns an den Lederschlaufen fest. „Ich kann mich nicht setzen“, sagte meine Freundin. „Er hat eine große Ladung Mull in mich gesteckt.“ Das war in den Sechzigern; vor dem Feminismus. Die Straßenbahn rollte an den tiefen Gärten vorbei. Meine Freundin lächelte.



Meine Freundin und ihr Mann kamen zu mir und meinem Mann auf Besuch. Wir hörten ihr Auto und sahen aus dem Fenster im ersten Stock. Wir konnten seine Stimme hören, wie er heftig auf sie einsprach, und ihre Schluchzer und Klagen. Ich rannte runter und öffnete die Tür. Sie standen auf der Fußmatte und sahen ganz normal aus. Wir gingen in den Park und ließen einen Drachen steigen, den ihr Mann gemacht hatte. Der Spitzname, den er ihr gab, war einer, den er von ihrem Vater aufgeschnappt hatte. Beide liebten sie natürlich. Das war in den Sechzigern.



Meine Freundin war einsam.



EIN LEBEN FÜR DIE KUNST

Meine Freundin verkaufte einige ihrer Bilder. Ich sah sie mir in ihrem Studio an, bevor sie abgeholt wurden. Der Geruch der Ölfarbe war für mich ein Schock: ein Geruch, der mir männlich vorkam. Das war in den Achtzigern; nach dem Feminismus. Die Bilder waren groß. Ich ‚verstand‘ sie nicht; andererseits aber vielleicht doch, denn sie gaben mir das Gefühl, in Ohnmacht zu fallen, diese verrückten Pflanzen und Geschöpfe, die auf eine unwiderstehliche Quelle gelben Lichtes hin zurückströmten.



„Wenn das Glück kommt“, sagte meine Freundin, „ist es so dick und weich und ereignislos, es ist wie überhaupt nichts.“



Meine Freundin kaufte auf dem Markt ein frisches Huhn. „Oh“, sagte sie, „fühl mal.“ Ich nahm es. Sein Fleisch war pickelig und weich und bewegte sich auf den Knochen wie das Fleisch eines ganz kleinen Babies.



Ich ging in das Zimmer meiner Freundin, während sie fort war. An der Wand hing ein Stück Papier, auf das sie geschrieben hatte: „Henry James zu einem Freund in Schwierigkeiten: ‚wirf dich auf das *alternative* Leben ... das, was ich mit dem Leben für die Kunst meine und das, solange es gläubig beschworen und auf bedeutsame Weise verstanden wird, *je vous le garantis*, den ernsthaften Beschwörer nie im Stich läßt – ihn durch alles leitet und ihm die Geheimnisse enthüllt, wie und warum er so handelt.““



HELEN GARNER

Ich war krank. Meine Freundin brachte mir hübsche kleine Mahlzeiten in wohlbedachten Abständen. Ich saß in meinen Kissen und leierte weich die fünf Akkorde herunter, die ich auf meiner Ukulele gelernt hatte. Meine Freundin saß auf dem Stuhlrand, ihre knöchigen Finger um eine Tasse gefaltet, und redete. Sie brachte große Wortströme hervor. Ihr Blick streifte meine Schulter und verlor sich in den Wolken vor dem Fenster. Sie war wie eine Maschine, die redete und redete, ohne Ende. Sie redete darüber, wieviel Geld sie ausgeben müßte für Farben und Spanner, über die Leichtigkeit, den Optimismus, die Femininität ihrer Arbeit, darüber, was sie als nächstes malen würde, darüber, wieviel strenger und härter ihre Bilder sein müßten, um bei Kritikern angemessene Aufmerksamkeit zu finden, darüber, was die Männer in ihrem Bereich gegenwärtig täten, darüber, daß sie das herausfinden müßte, bevor sie mit ihren nächsten Bildern anfinge.

„Hör mal“, sagte ich. „Über gar nichts davon mußt du nachdenken. Deine Arbeit ist *großartig*.“

„Meine Arbeit ist großartig“, sagte meine Freundin mit gehobener Stimme, „aber *ich bin es nicht*.“ Der Mund fiel ihr herunter und öffnete sich. Sie fing an zu schluchzen. „Ich bin vierzig“, sagte meine Freundin, „und ich habe *kein Geld*.“

Ich spielte die Akkorde G, A und C.

„Ich bin einsam“, sagte meine Freundin. Tränen rannen ihr die Wangen hinunter. Ihr Mund war zu tief in ihrem Gesicht. „Ich will einen Mann.“

„Du könntest einen haben“, sagte ich.

„Ich will nicht irgendeinen Mann“, sagte meine Freundin. „Und ich will keinen Jungen. Ich will einen Mann, der nicht denkt, meine Ideen sind verrückt. Ich will einen Mann, der den Teil von mir sieht, den sonst niemand sieht. Ich will einen Mann, der sich um mich kümmert und mich liebt. Ich will einen erwachsenen Mann.“

Ich dachte, wenn ich besser spielen würde, könnte ich das, was sie gerade gesagt hatte, in einen Song verwandeln.

EIN LEBEN FÜR DIE KUNST

„Frauen wie wir“, sagte ich zu meiner Freundin, „haben keine solchen Männer. Warum solltest *du* erwarten, einen solchen Mann zu finden?“

„Warum sollte ich nicht?“, fragte meine Freundin.

„Weil Männer solche Dinge nicht für Frauen tun, wie wir es sind. Wir haben etwas aus uns gemacht, sodaß Männer das nicht mehr tun wollen. Klar – es gibt Männer, die das würden. Aber die verachten wir.“

Meine Freundin hörte auf zu weinen.

Ich spielte die Ukulele. Meine Freundin trank aus ihrer Tasse.

Übersetzt von Bernd Hüppauf

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Kate Grenville



Es wird einem nichts geschenkt

Es ist ein schickes Lokal, wie die Lokale hier eben schick sind. Trübgelbe Wände, wären sie anderswo, würde man wohl so frei sein, sie schäbig zu nennen. Ah, aber die Gemälde! Man will selbstverständlich nicht naiv erscheinen und sie sich zu genau ansehen, aber es sind ganz offensichtlich Originale, reizende Kleinode, von den Meistern mit ein paar Strichen hingeworfen und mit Schwung signiert. Dem Koch mein Lob, und auch Claude für sein wunderschönes Restaurant. Die Lampen sind gedämpft, aber freilich nicht nur vulgäres Rosa. Das hier, mein Schatz, ist ein Dämmerlicht von Qualität. Zwischen glänzend weißen Tischtüchern aus Leinen und den schemenhaften dunklen Sesseln – alt, aber gut – lehnen sich große elegante Herren behaglich zurück, vor sich eine noch halbvolle Flasche *de Rothschild*. Selbstsichere Frauen funkeln diskret, sitzen bequem da, lachen mit dem Klang von Silberglöckchen.

Oliver erwartet von mir selbstverständlich nicht, daß ich meiner Ehrfurcht laut Ausdruck verleihe oder ihn durch schwerfällige koloniale Begeisterung beschäme. Nun aber extra cool hinter dem schwarzen Kummerbund des *maitre de*. Um diesen Stuhl herum gehen, das Tischtuch im Vorbeigehen ja nicht streifen und um Himmels Willen sieh zu, daß du die Blumen nicht umwirfst. Kinn hoch, Rücken gerade. Nur nicht trippeln. Gut gemacht.

Der Stuhl wird für mich herausgezogen und das ölige Gesicht beugt sich mit falschem Respekt vor. Madame? Jetzt laß dich langsam gleiten. Das Gewicht auf die Fußballen, so daß er mir den Stuhl unterschieben kann. Gut gemacht. Welch hervorragende Zusammenarbeit.

ES WIRD EINEM NICHTS GESCHENKT

Oliver ist natürlich *au fait* und absolut *au courant* mit diesem Lokal. Abend Luigi, wie geht es heute abend freut mich sehr es zu hören. Wo ist denn Claude heute seh ihn nicht. Ein paar neue Gesichter seh ich schon. Gut und was empfehlen Sie denn heute Luigi? Kiebitzeier in *Sauce de la maison*? Kiebitzeier sollen's dann auch sein. Das heißt natürlich nur, wenn nicht ... er neigt sein glattes, glänzendes Privatschulengesicht in meine Richtung ... nein, ist schon recht, Luigi, zweimal Kiebitzeier. Und ich glaube eine Flasche 68er, oder? Ja. Sehr gut.

Natürlich komme ich recht oft hierher. Ab und zu geschäftlich zu Mittag und zum Vergnügen - hmm, am Abend. Nettes kleines Lokal. Natürlich etwas teuer, lohnt aber jeden Pfennig, keine Frage.

Am Tisch nebenan redet ein junger Mann mit den hellen Augen eines blinden Fisches in einem leichenblassen haarlosen Gesicht ständig, ruhig, ohne den Schatten eines Zweifels auf seine Begleiterin ein, die elegant in schwarzer Seide und blonder Haartracht dasitzt. Ihr makellostes Gesicht, gerahmt in die Glocke ihrer Frisur, starrt ihn an. Sie nickt, murmelt. Absolut, oh ja. Eben. Wie amüsan. Eben. Ihre dunklen Augen verlassen nie sein Gesicht, das wie verwesendes Fleisch aussieht. Oh wie prächtig. Wie absolut. Sie neigt sich vor, ihm zu, eine Hand stützt den eleganten Wangenknochen, die andere ruht auf dem Tisch, den Zeigefinger ausgestreckt.

Oliver entfaltet seine Serviette und breitet sie auf dem Schoß aus.

Nicht wahr, wir sprachen gerade von *Lear*, ohne Zweifel das größte Stück, das je geschrieben wurde. Genie mit einem ganz großen G. Jene merkwürdige Eigenschaft, nicht so sehr weit vom Wahnsinn entfernt, die wir gerne Genie nennen.

Seine Stimme ist angesichts des Genies mit ganz großem G voller Ehrfurcht.

Ich wage eine andere Meinung. *Hamlet*, vielleicht?

KATE GRENVILLE

Aber nein, mein Schatz. Da hast du vollkommen unrecht. Unumstritten sein Meisterstück, sein *chef d'œuvre* sozusagen. Zweifels- ohne sein größtes. Nein. Ich habe erst vorige Woche mit Hall über genau dieses Thema gesprochen und er hat es mir gesagt. Nein, ich würde sagen, du mußt es dir noch einmal vornehmen. Ah der Wein danke Luigi.

Die vorgeschriebenen zwei Zentimeter im Glas. Ans Licht halten und mit einem Auge begutachten. Im Glas schwenken. Riechen. Augen schließen um dieses wirklich bemerkenswerte Aroma zu würdigen. Kopf zurück, den Wein einfließen lassen und um die hinteren Zähne herumschwenken, um ihn dann herunterzuschlucken. Die Lippen spitzen. Selbstverständlich nicht so gut wie der 65er aber was erwartet man?

Am Nachbartisch ist das Essen serviert worden. Die langen schlanken Finger ergreifen zart Messer und Gabel und befördern zierliche Happen in den vollkommenen Mund. Diskret kauend nickt sie und lehnt sich vor, einem Schwan gleich, zwischen den Bissen voller intelligentem Interesse. Ihr Begleiter stochert etwas lustlos auf seinem Teller herum und hebt verächtlich eine Gabel an das schwarze Loch seines Mundes.

Ja gut wo waren wir ach so ja das Theater. Natürlich ist das Theater ohne jeden Zweifel die höchste Form der Kunst. Kein Zweifel, ein feines Theaterstück durch wirklich gute Schauspieler aufgeführt, na ja dem kommt in punkto wahrer Kunst nichts nahe. Filme. Gut, ich weiß du bist beim Film. Ja, gewiß erbringen manche Filme eine gute Leistung, aber du wirst mich nicht davon überzeugen, daß es eine Gattung ist, in der sich die Kunst entfalten kann. Für einen unterhaltsamen Abend ja, selbstverständlich, absolut. Zu gewissen Zeiten genau das richtige. Und natürlich für die Masse der Menschen, den Großteil der Bevölkerung, ich will hier natürlich weder wie ein Snob, noch im geringsten Grade elitär klingen, aber ich bin sicher du wirst Verständnis dafür haben, wenn ich sage, daß manche Vergnügen eine höhere Bildung voraussetzen.

ES WIRD EINEM NICHTS GESCHENKT

Ein weiterer Schluck Wein landet auf seinem gebildeten Gaumen, und er schließt die Augen und lehnt sich zurück.

Ja, was würde man einen wirklich guten Film nennen können, ich meine einen Film, der nicht nur bloß Unterhaltung ist, nun ich habe neulich einen echt guten Film gesehen, wie hieß er noch. Außerordentlich guter Film im Rahmen der Möglichkeiten des Mediums. Nun führt ein solcher Film dieses Medium zu einem Höhepunkt und zweifelsohne hat er großen Wert, überhaupt kein Zweifel, daß dieser Film ein Meisterwerk eben dieser Gattung ist. Aber vergleiche ihn mit einem echten Theaterstück und du mußt mir einfach recht geben.

Die Kiebitzeier werden gebracht und sehen ausgesprochen widerlich aus.

Ich glaube, du wirst sehen, daß sie wirklich bemerkenswert lecker sind. Sie werden dir schmecken, überhaupt keine Frage.

Nun bist du ja offensichtlich ein intelligentes Mädchen und es würde mich interessieren, deine Ansichten in dieser Sache zu hören. Ganz klar, du bist einfach kein Durchschnittsmensch. Offenbar bist du intelligenter als die meisten und deine Meinung interessiert mich. Nun, ich sehe es folgendermaßen, wir haben es hier mit zwei voneinander völlig getrennten Dingen zu tun und wohl nur eines von ihnen verdient die Bezeichnung Kunst. Es besteht für mich natürlich nicht einmal der Schatten eines Zweifels daß ...

Die Kiebitzeier sind wie das Innere von Golfbällen.

Ja der Koch hier ist wirklich außerordentlich gut niemand in ganz London kann ihm das Wasser reichen. Vorige Woche sprach ich ja mit Claude und ich sagte ihm Claude Ihr Koch ist ein Schatz. Ich glaube du wirst mir recht geben, daß dies das beste Essen dieser Art ist, das du je gekostet hast.

Absolut tip-top Luigi wiederum das übliche hohe Niveau erreicht überbringen Sie doch Pierre meinen Glückwunsch. Ich glaube du wirst mir recht geben müssen, daß rülps. Verzeihung.

KATE GRENVILLE

Wenn du mich einen Augenblick entschuldigen würdest. Kleine Verbeugung, der Inbegriff einer guten Erziehung.

Der tote Fisch vom Nachbartisch macht sich auch auf den Weg zur Tür da hinten. Als er nicht mehr zu sehen ist, läßt die makellose Blondine sich nach vorne auf den Tisch sacken und verbirgt ihr Gesicht in den Händen. Ich sehe, wie sie unter dem Tisch einen Schuh auszieht und ihre Wade mit den Zehen reibt. Ein paar Augenblicke sitzt sie mit dem Gesicht in den Händen, von der Glocke ihrer Haare verdeckt. Endlich schaut sie wieder nach oben, richtet sich auf, nimmt wieder ihre graziöse Zuhörerhaltung ein, trinkt einen Schluck Wein. Sie schaut mir in die Augen. Ohne die perfekte Symmetrie und Schönheit ihres herzförmigen Gesichtes auch nur im geringsten zu stören, zwinkert sie mir langsam und geduldig mit einem ihrer braunen Augen zu. Dann gähnt sie mit einem breiten rosa Katzenmund – kolossal, weit offen, vielsagend.

Übersetzt von Olaf Reinhardt

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Kris Hemensley



Selbsterkenntnis

- F Würdest du sagen, daß du mit dir selbst redest?
- A ‚Jetzt?‘
- F Ich meine, in deinem Schreiben?
- A Meinem gegenwärtigen Schreiben?
- F Du *schreibst* zur Zeit?
- A Nein – nicht, wie es scheint – überhaupt nicht.
- F Wenn du schreiben würdest, könnte man sagen, daß du zu dir selbst sprichst – oder, anders herum, hast du für dich selber geschrieben?
- A Ich weiß nicht. Das ist eine schwierige Frage. Ich will damit sagen, daß ich es nicht weiß.
- F Dann – *könntest* du für dich selber schreiben?
- A Hätte ich selbst nicht so ausgedrückt. Wenn ich gebeten worden wäre, zu beschreiben, was ich tue, dann bezweifle ich, daß ich gesagt hätte, ich schreibe für mich selbst, oder spreche zu mir selbst, wie du es vorhin ausgedrückt hast. Nein, ich bin nicht sicher.
- Ich wüßte es nicht.
- F Für wen schreibst du dann?
- A Ich weiß es wirklich nicht!
- F An & für sich sind diese Fragen irrelevant – ich frage lediglich aus Interesse!
- A Ja, natürlich. Ich wundere mich selbst manchmal über derlei Dinge. Ich weiß, daß ich schreibe. Ich kann sehen, daß ich es tue. Auch du fragst mich, ‚für wen‘, was zumindest bestätigt, daß ich es tue.
- F Schreibst du für mich?

KRIS HEMENSLEY

A Für dich?

F Ja – würdest du für mich schreiben?

A Ich weiß es nicht! Offenbar habe ich niemals zuvor für dich geschrieben – meinst du, als Auftragsarbeit? Das klingt so altmodisch! Nein – ich könnte nicht für dich schreiben!

Ich kenne dich ja nicht einmal! Und außerdem bin ich kein repräsentativer Künstler! Was ich meine ist, daß du etwas für dein Geld erwarten würdest – nicht, daß du Geld erwähnt hättest – aber eine Art Anerkennung.

F Wenn du weder für dich selbst, noch für irgendjemand anderen schreibst, dann dürftest du für niemanden schreiben. Bist du dir dessen bewußt, daß du für Niemand schreibst?

A Die Art, in der du es ausdrückst, gibt ihm fast Persönlichkeit!

F Gibt Niemand eine Persönlichkeit?

A Ja. Niemand. Nemo. Oder – um alle Hoffnungen zu vereiteln – einfach Mr. Noone. Von Noone's Balloons, oder Noon's glücklicher Laube. Völlig fiktiv natürlich!

F Kennst du *irgendjemand*?

A Das ist sicherlich genauso abstrakt wie ‚Niemand‘?

F Glaubst du?

A Ja.

F Du meinst also, du kennst nicht irgendjemand?

A Ich weiß wirklich nicht, was du mit ‚kennen‘ meinst.

F Also – auf einer ungezwungenen Ebene – du weißt schon, ein Nicken & Lächeln – jemanden zu kennen.

A Irgendjemanden kenne ich unter solchen Bedingungen nicht.

F Kennt dich irgendjemand?

A Oh ja. Eine Menge Leute kennen mich. Die kennen mich vom Sehen, um Hallo zu sagen, für ein Nicken & Lächeln.

Das kann man aber kaum kennen nennen?

F Ich hätte gedacht, das wär's. Auf sehr vereinfachter Ebene.

A Nein. Das akzeptiere ich keine Minute. Ich nenne das überhaupt nicht ‚Kennen‘. Das ist ‚Nicht-Kennen‘. Ich möchte

SELBSTERKENNTNIS

sagen – auf diese Weise nicht-kenne ich jeden!

F Vielleicht schreibst du für die?

A Machst du Witze?

F Vielleicht. Aber du *könntest* für die schreiben. Oder laß es uns so sagen – die könnten dich lesen?

A Oh nein! Niemals! Nicht, daß mich jeder liest – das wäre Wunschenken! Aber – für Leute, die ich nicht-kenne zu schreiben – das ist verrückt!

F Kennst du mich?

A Nicht wirklich! Du hast mir Fragen gestellt & ich habe sie beantwortet ...

F In anderen Worten, wir haben uns unterhalten?

A Nein – überhaupt nicht. Wir haben uns nicht unterhalten. Du hast Fragen gestellt, ich habe sie beantwortet.

F Würdest du sagen, du nicht-kennst mich dadurch?

A Nun, zumindest hast du Fragen, die du mir stellst. Die Leute, die man nicht-kennt stellen niemals Fragen.

F Gut – was ist dann die nächste Stufe?

A Ah. Die nächste Stufe. Die nächste Stufe ist ... ist schwer zu sagen, was die nächste Stufe ist. Mir fehlen die Worte dafür.

F Kannst du es schreiben?

A Ich weiß nicht – vielleicht könnte ich es.

F Würde es das wert sein?

A Ich glaube schon.

F Würdest du es versuchen & schreiben?

A Ich könnte.

F Jetzt?

A O.K.

F Jetzt gleich?

A In Ordnung. Aber allein. Ich muß es ungestört ausarbeiten.

F Ja. Selbstverständlich. Ich werde gehen. Ich werde dich arbeiten lassen. Ich stelle mir vor, das ist das erste Mal, daß du etwas für jemand anderen geschrieben haben wirst.

KRIS HEMENSLEY

- A Wirklich? Tue ich das? Ich war mir dessen gar nicht bewußt, daß ich für jemand anderen schreiben würde?
- F Oh, aber ich denke, du tust es. Ich fragte dich, ob du es schreiben könntest & jetzt wirst du sehen, ob du es kannst.
Der Anstoß kam von mir ...
- A Nun – ich schreibe, oder ich denke, ich schreibe es für mich selber, weil es etwas ist, was ich für mich selbst herausfinden will. Es ist nebensächlich, daß du der Anstoß warst.
- F Ohne, daß ich es persönlich nehme, aber ich denke, die ursprüngliche Motivation ist überhaupt nicht nebensächlich. Sie ist sicherlich der wichtigste Faktor, oder?
- A Nun – nimm's auch du nicht persönlich – ich würde meinen, jeder ist nebensächlich im Schreiben – nichts anderes zählt.
- F Das würde bedeuten – ich bin nebensächlich? Die Welt ist nebensächlich?
- A Nun, ich halte dich zwar nicht für die Welt – aber, ja. Nebensächlich. Und ich bin es auch.
Auch ich bin nebensächlich.
- F Nebensächlich in Bezug auf dein eigenes Schreiben?
- A Ja. Und in Bezug auf die Welt. Die Welt um mich & die Welt des Schreibens, was die Welt meines eigenen Schreibens einschließt. Ich bin nicht die Hauptsache. Ich bin einfach ein Werkzeug.
- F Ein schreibendes Werkzeug?
- A Ja. Das könntest du sagen.
- F Willst du es sagen?
- A ICH BIN EIN SCHREIBENDES WERKZEUG!
- F Da war so etwas Endgültiges in der Art, wie du es gesagt hast – als ob du die Götter herausfordern wolltest.
- A War es das?
- F Ja ...
- A Nicht etwa, daß ich an Götter glaube – werimmer & woimmer die sein mögen!

SELBSTERKENNTNIS

F Vielleicht glauben die auch nicht an dich?

A Ha! Und wenn schon! Ich muß nur weiterschreiben – vielleicht nehmen sie mich eines Tages zur Kenntnis.

F Also *schreibst* du für die Götter?

A Haha! Du bist mir zu gerissen!

F Das war's also?

A Ja. Ich schreibe für die Götter! Die Wahrheit ist heraus!

F Keiner wird dir glauben.

A Die Wahrheit glaubt sowieso keiner, also das stört mich nicht!

F *Ich* glaube dir!

A Hahaha!!!

Übersetzt von Gerald Ganglbauer

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Nick Jose



Cobram Pfirsiche

Unsere Ehe war ein Kampf der Gegensätze, das alte Lied. Wir hatten unsere Reise genauestens geplant, dennoch waren wir zur Abfahrt zu spät dran. Wir hatten die Hitze nicht in Betracht gezogen. Meine Frau liebte Planung, aber sie war entsetzlich unschlüssig, wenn es darum ging, Pläne in die Tat umzusetzen. Ich fuhr mit schroffem finsternen Blick die endlose staubige Straße entlang. Meine Frau döste, ihren Kopf ans Autofenster gelehnt. Sie hatte den Dreh heraus, nicht unter Mißgeschick zu leiden; ich nicht.

Wir hielten auf der Fahrt an einem historischen Haus, spazierten über seine schattigen Verandas und bewunderten seine Schmiedekunst, seine Verzierungen. Ah, mit welcher Würde hatten die gelebt! Anschließend nahmen wir unsere Devonshire-Teejause dort ein; eine der Vergnügungen eines Urlaubs. Wir waren die einzigen Leute im Teeraum des historischen Baues. Aus diesem Grund sprach meine Frau nichts, für den Fall, daß die blasse Serviererin zuhörte. „Danke für die Unterhaltung“, sagte ich, als wir zum Auto zurückschlenderten.

Bittere Worte. Bitteres Schweigen.

Ehe ist wie ein Auto. Wenn du drin bist, bist du drin. Sie hält dich wie ein doppelter Sarkophag, aus dem nichts entkommen kann. Worte, Launen, Gerüche – sie alle verharren da drin in derselben Luft und du mußt sie ständig einatmen. Du siehst andere Paare in ihren Schweige-Blasen vorübergehen. Du hast keine Ahnung, was da drin vorgeht, außer, daß es anders sein muß als bei dir. Jede wird schon irgendwo zwischen Himmel und Hölle sein. Du aber kennst nur dein eigenes schmerzendes Schweigen, und die Worte, die es aufzubrechen versuchen, verschlimmern alles nur noch.

COBRAM PFIRSICHE

Meine Frau stichelte. „Sind wir endlich da?“ Sie beschwerte sich in erster Linie über die Hitze. Es war bestimmt so heiß wie im Hades und ich war überrascht, daß Weinreben in dem trockenen Boden wachsen konnten. Soweit ich mich erinnere, war der erste Stop auf unserer Reiseroute ein Ort namens All Souls. Wir kamen zufällig zur gleichen Zeit an wie ein Reisebus und drängten uns unter dem allgemeinen Wunsch nach Erfrischung gemeinsam in den großen, kühlen Keller. Wein war das letzte, das wir gewählt hätten, aber das einzige, das angeboten wurde. Eine mütterliche Kellnerin schenkte aus aufgereihten Flaschen aus und wir tranken. Gelb, Rot, Grün und Braun waren ihre Farben. Die Leute aus dem Bus mochten den Muskat. Die Dame verkaufte gut. Er hinterließ den klebrigen Geschmack von Kommunionwein in meiner Kehle. Ich versuchte, Geschmacksrichtungen auszumachen, war aber nur imstande, grobe Unterscheidungen zu treffen.

„Keine Sonderangebote hier“, gab meine Frau bissig von sich. Sie hatte genug getrunken, um schon wieder zu schlafen. Ich war derjenige von uns beiden, der rasende Kopfschmerzen bekam, als wir in der Nachmittagssonne unserem nächsten Ziel zurasten.

Es war abseits des Weges und hatte den Namen einer bedeutenden englischen Familie, ich weiß nicht mehr, welcher – Knole, oder Hatfield, oder irgendetwas mit Park. Das Anwesen war ein unsinnig betürmter Bau, errichtet aus den Gewinnen der Weinbauer des letzten Jahrhunderts und später vernachlässigt. Nun war es mit anderen Mitteln restauriert worden und seine Stallungen waren als Weinhandlung oder Steuerfreihafen geöffnet. Aber es war nicht der Besitzer, der uns an diesem höhlenartigen Ort empfing. Es war der Bruder des Besitzers, jünger und zweifelsohne unberührt von der Tatsache, dieses Haus zu repräsentieren. Er war trotz der Urlaubszeit unrasiert. Er sagte, daß ihre Rotweine noch nicht reif zum Trinken seien und ihre Weißweine zu gar nichts taugen.

„Probieren Sie welchen“, sagte er, als ob er uns nicht schon

NICK JOSE

ausreichend gewarnt hätte. Wir probierten eifrig. Der Geschmack vermischte sich mit dem des Muskats von vorhin.

„Noch nicht sehr ausgegoren“, urteilte meine Frau. „Aber das ist eine Frage der Zeit. Er könnte noch reifen.“

„Könnte er“, stimmte unser graugesichtiger Gastgeber zu. Er überredete uns in keine Richtung.

„Warum versuchen wir nicht eine Flasche, Schatz?“

Wie ein Idiot griff ich nach meiner Geldtasche.

„Ich würde ihn acht Jahre lang nicht anrühren“, sagte der Mann mit etwas einfältigem Grinsen, als er uns gehen sah. Aber meine Frau war zufrieden mit ihrem Kauf und suchte meine Zustimmung.

„Er könnte reifen“, sagte ich unverbindlich. „Wohin jetzt?“

Der dritte und letzte Ort war beinahe unzugänglich. An der Flanke eines Berges gelegen, verfügte er über sein eigenes Wasserloch und Mikroklima. Ein älterer Mann grüßte uns und stellte meiner Frau drei Flaschen Wein hin – Chablis, Chardonnay und Rheinriesling – fein abgestuft in den Farbtönen der Gläser. Meine Frau nippte andächtig. Am anderen Ende des Raumes war eine systematische Darstellung des Weingutes und seiner Auszeichnungen. Meine Frau hatte sich mittlerweile auf ein allumfassendes Gespräch mit dem weißhaarigen Mann eingelassen. Sie konnte bei einem Wein einen Hauch Ananas herausschmecken, Bananenaroma bei einem anderen, aber das Bouquet des dritten konnte sie nicht erraten. Das war etwas Seltenes, Unbeschreibliches.

Sie fragte nach dem Preis und, verlegen, kaufte sie dankbar eine Flasche. Eine kleine Extravaganz genügte. Sorgfältig faltete sie den Bestellschein in ihre Handtasche. Sie könnte sich ja mehr nach Hause liefern lassen. Ich wartete draußen in der Hitze und beobachtete die Moorhennen, wie sie exakt den Teich umkreisten. Die Feinheiten des Ortes blieben von mir unbeachtet. Ich schaute drein wie der zweifelnde Thomas, als meine Frau ihren Kauf ins Auto packte. Sie ließ es sich nicht nehmen, mir ihre Erfahrungen wortreich mitzuteilen und ich sagte nur: „Richtig.“

COBRAM PFIRSICHE

Wir steuerten Cobram als Ziel an, um dort das Zelt für unsere erste Urlaubsnacht aufzuschlagen. Keiner von uns war zuvor dort gewesen und wir hatten es nur auf der Karte ausgewählt, weil es an einem Fluß lag und ruhig aussah. Es war bekannt für seine Cobram Pfirsiche. Aber, wie üblich, war uns der Tag entglitten und wir mußten eine lange, ungebrochene Wegstrecke in die untergehende Sonne fahren.

Es war ein trockenes Land mit baufälligen Farmhäusern; hie und da eine zitternde Aloen-Spitze, blühender Oleander, oder ausgedörrte Buschrosen in einer Zeile, oder eine einzelne Zypresse, Mahnmale dessen, daß die alte Welt ihren Ruhm vom undankbar in den Boden versickerten Schweiß erhielt. Näher an Cobram waren sorgfältig abgepflückte Obstbäume, Tomaten zum Verkauf an der Straße, aber keine Pfirsiche.

Der Ort hatte wegen des Feiertags geschlossen. Alles, was wir finden konnten, war eine Tankstelle, die Eis verkaufte und müdes Gemüse. Meine Frau kaufte dort vier angequetschte Pfirsiche, was besseres gab's nicht. Mit einem Eiskratzer machte ich zwei Ventilator-Formen in die staubige Windschutzscheibe.

Meine Frau und ich stritten uns zumindest einmal täglich. Wir reisten in Schweigen. Wir verbrachten unsere Zeit nicht damit, miteinander zu plaudern oder gemeinsam zu lachen. Das äußerste, was man sagen könnte war, daß wir als Paar funktionierten, und das erklärte noch lange nicht, warum wir es uns so ausgesucht hatten, außer, daß es Bestimmung war.

Die Kiesstraße endete außerhalb des Ortes an einem gut bewässerten Wiesenstück am Fluß. Familien waren gegen Abend an den Grillstellen. Kinder sprangen von einer alten Bootsrampe ins trübe Wasser. Der Wasserstand war tief. Drüber auf der anderen Seite fiel das Ufer fünf Meter ab und man konnte die Wurzeln der Bäume hilflos in der Luft hängen sehen.

„Nicht hier“, sagte meine Frau, ihren Kopf schüttelnd.

Sie legte Wert auf einen ungestörteren Platz, also versuchten

NICK JOSE

wir einen anderen Weg, der uns meilenweit über Kurven vom Fluß weg führte, durch dickes Gestrüpp und schwarzes, sandiges Land, das in einem feuchteren Jahr brackiger Sumpf gewesen wäre. Wir kamen an einem sauberen Strand heraus. Es war genau, was wir uns erhofft hatten, mit der einzigen Einschränkung, daß ein Rennboot-Fest im Gang war. Die Boote machten mächtig Krach, kreisten, Bugwellen in das braune Wasser schneidend, und brachten den Busch zum Beben. Eine sich breit machende Zuschauermenge bevölkerte das Ufer.

„Nicht hier“, sagte meine Frau außer sich.

Also folgten wir einem anderen Pfad, der uns fast dorthin zurückführte, wo wir aufgebrochen waren. Doch die abendlichen Picknicker hatten sich nun zum Essen begeben und da befand sich ein leerer Lagerplatz außer Sichtweite am Wasser, wo wir unser Zelt aufstellen konnten. Gemeinsam entwirrten wir Schnüre und schlugen Heringe mit Steinen in den Boden. Wir waren stolz auf das Ergebnis unserer Anstrengungen. Als wir unser Bettzeug ausgerollt hatten, machte unser Zelt wie alle anderen den Eindruck eines gemütlichen Heimes. Wir schlüpfen in den Fluß und entdeckten, wie stark die Strömung war. Sie zerzte an uns und wir mußten kräftig dagegen schwimmen, um stillzustehen. Wir waren nackt und unbeobachtet an diesem Ort, damit beschäftigt, uns abzukühlen. Es war wahrhaftig erfrischend. Wir verspürten keinerlei Verlangen, es irgendwie anders zu haben. Auf der anderen Seite des Flusses drängten sich hohe schlanke Bäume in eine Zeile, manche von ihnen erschienen näher, weißer, so als ob sie vorwärts auf unseren Tanzboden zu kommen wollten. Dahinter waren brummende Motore und gelegentlich hohe, ferne Stimmen hörbar.

Wir saßen mit unserem brennenden Gaskocher am Ufer. Unser erster Gang, gebackene Bohnen, wanderte in die Pfanne und schmeckte großartig. Meine Frau packte den Wein aus, den sie im Eis stehen hatte, und entschloß sich, ihren kostbarsten Kauf des Tages zu dieser Gelegenheit zu öffnen. Sie wischte die Eisbrokken ab. Im Licht

COBRAM PFIRSICHE

der Gasflamme hatte er ein grüngoldenes Schimmern. Ich kann immer noch die Farbe sehen – es sah aus wie ein außergewöhnliches Destillat aus dem tiefen Grüngold des Flußwassers – und ich kann immer noch seine Lieblichkeit schmecken. Sie brachte die Pfirsiche heraus und wir machten uns gleich mit unseren Händen daran. Einige Bissen waren zermatscht und braun, andere hart. Ich schälte die Haut ab und bekleckerte mich rundherum, bis ich jene Stellen fand, die vollkommen reif waren – und vollkommen in jeder anderen Beziehung. Wir schlürften und schmatzten, obwohl manche Teile noch grün oder andere schon zerquetscht waren. Plötzlich kam es meiner Frau in den Sinn, daß der Geschmack, der ihr nicht eingefallen war, Pfirsich sein mußte, daß der Wein nach Pfirsich geschmeckt hatte. Ich sagte darauf nur, das käme ihr so vor, weil sie den Geschmack der Pfirsiche auf der Zunge habe.

Da wir nur die eine Flasche besessen hatten, werden wir niemals wissen, ob dieser Wein tatsächlich nach Pfirsichen schmeckt. Es könnte auch der Fluß gewesen sein. Es könnte auch der lange Tag gewesen sein, oder die mit dem Abend anwachsende Stille, oder das plötzliche Alleinsein an diesem duftenden Platz, an dem man nichts anderes tun konnte, als schlafen zu gehen. Es könnten eben auch die Cobram Pfirsiche gewesen sein.

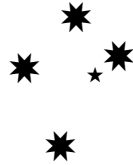
Die Stimmen waren verebbt. Die Boote lagen ruhig hinter den Bäumen. Wir wuschen unsere Gesichter im Fluß und weichten den angebrannten Kessel ein. Die Baumstümpfe hatten sich vorwärts bewegt und der Mond spiegelte sich im Wasser.

Meine Frau und ich krochen in das Zelt und wir zogen den Zippverschluss zu. Wir machten es uns für die Nacht bequem. Draußen hörte man einen unbekanntes Tierschrei. Ohne ein Wort zu verlieren, suchten wir nacheinander und zerwühlten das Bettzeug. Wir würden für immer zusammenbleiben.

Übersetzt von Gerald Ganglbauer

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Rudi Krausmann



Die Straße der Maler

„Meine Damen und Herren, darf ich Ihre Aufmerksamkeit auf etwas lenken, obwohl es gar nicht am Programm steht“, sagte der Fremdenführer.

„Sie betreten gerade die Straße der Maler, eine Sehenswürdigkeit, die einmal das Sydney Opera House übertreffen könnte. Von außen werden Sie kaum etwas bemerken, sie sieht aus, wie eine Straße von vielen. Aber hinter den Jalousien sind mehr als hundert Maler am Werk. Und was Sie wahrscheinlich nicht glauben werden, ist die Tatsache, daß all diese Maler derselben Schule angehören, der Schule der *konkreten Expressionisten*. Für diese Schule ist es charakteristisch, nur in größtem Ausmaß zu produzieren und soviel Farbe wie nur möglich zu verwenden. Eine Fabrik ganz in der Nähe ist Tag und Nacht nur in Betrieb, um die Farben für diese Maler herzustellen. Ich möchte hinzufügen – man würde es ja kaum erwarten – daß hinter diesen unbedeutend aussehenden Häusern riesige Höfe sind, in denen sich die Werkstätten der Künstler befinden. Diese Studios sind durchschnittlich vier- bis fünfmal so groß wie ihre Wohnungen. Denn diese Künstler haben nämlich nur ein geringes Interesse an ihrer Lebensqualität, sie gehen ganz in der Kunst auf und gehören leider zum ärmsten Teil der Bevölkerung.

Dazu kommt noch, daß sie das wenige Geld, das sie verdienen, noch dazu fast zur Gänze für ihre Materialien ausgeben – und das kann sie bis an die Grenze des Hungers bringen. Trotzdem, und das kann man ohne Verlegenheit sagen, sind sie die einzigen Vertreter dieser Gesellschaft, denen man eine glänzende Zukunft voraussagen kann.

DIE STRASSE DER MALER

Obwohl die Maler der breiten Öffentlichkeit noch unbekannt sind und ihre Arbeiten kaum verkauft werden, haben prominente Kritiker die Talente einzelner Vertreter und die Ziele der Schule bereits anerkannt. In den lokalen und auch internationalen Zeitschriften für Kunst erscheinen von Zeit zu Zeit Artikel, die nicht nur die avantgardistische Wahrnehmungsfähigkeit der Kritiker manifestieren, sondern auch die Qualität der Werke der konkreten Expressionisten feinsinnig darlegen. Eine Qualität allerdings, die so subtil ist, daß sie anfangs nur von Experten bemerkt wird, aber zweifellos später auch den Massen zugänglich gemacht werden kann. Man muß allerdings zugeben, daß der Ausdrucksgrad im Verhältnis zu den großen Leinwänden noch relativ gering ist. Trotzdem wird durch die hervorragende Technik der Künstler dennoch ein Gleichgewicht zwischen Inhalt und Form, Farbe und Ausdruck erreicht.

In zehn Jahren, wenn die Aura des Opernhauses durch Routineaufführungen und mittelmäßige Inszenierungen verblasst sein wird, wenn Regisseure, Sänger, Komponisten und seine Erbauer zu weniger als Schatten auf den ewigen Wogen des Hafens geworden sind, wird der Wert der Gemälde der konkreten Expressionisten in Sydney einmal seinen Höhepunkt erreichen, ungeachtet dessen, daß das Produkt in den Hinterhöfen der Vorstadt entstanden ist.

Meine Damen und Herren, der Wahrheit zuliebe darf ich einen zweiten, obwohl bedauerlichen Aspekt, nicht außer acht lassen. Die Konkurrenz unter den Malern wird bis an des Messers Schneide geführt. Weil so viele Künstler nur einer Kunstrichtung angehören, deren Ausdrucksmöglichkeiten doch irgendwie begrenzt sind, kommt es gelegentlich zu Gewalttätigkeiten, wie sie bislang in diesem Beruf selten waren.

Kürzlich hat ein Maler einen seiner Kollegen ermordet, mit seinem eigenen Kunstwerk als Waffe, das, nebenbei bemerkt, ein Meisterstück hätte werden können. Aber wenn man die

RUDI KRAUSMANN

Herkunft und Geschichte der Bewohner dieses Landes in Betracht zieht, muß eine Leiche, verglichen mit der Wichtigkeit der Schule des konkreten Expressionismus für die Zukunft, wohl als trivial betrachtet werden.

Es tut mir leid, meine Damen und Herren, daß ich Sie nicht durch die Werkstätten der Maler führen darf, nicht einmal durch meine eigene“, sagte der Führer, „abgesehen davon wäre das, was Sie sehen würden, auch viel zu abstrakt und obskur, um ein Vergnügen für Touristen zu sein.“

Übersetzt vom Autor

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

David Malouf



Der Einzige seiner Sprache

Man hat ihn mir bereits gezeigt: ein schlaffer, untersetzter Mann von fünfundfünfzig oder sechzig Jahren, sehr schwarz, der Seite an Seite mit den anderen arbeitet, in keiner Weise von ihnen unterschieden – so scheint es jedenfalls. Wenn sie arbeiten, schwingt er seine Hacke im selben Rhythmus. Wenn sie Pause machen, hockt er sich hin und dreht sich eine Zigarette, mit der Zunge am Rand des Papiers entlangfahrend, während seine Augen unter dem fleckigen Hut die gerade Linie des Horizonts absuchen; dann steckt er sie zwischen die Lippen, schlägt Feuer, zieht und bläst den Rauch aus wie alle anderen auch.

Trägt englische Moleskinhosen, tief unter dem Bauch zusammengebunden, und eine Flanellweste. Sitzt, wenn sie rauchen, auf einer Ferse und schlürft Tee aus einem Blechbecher. Spuckt, und seine Spucke zischt auf Steine. Steht dann auf, spuckt in die Hände und hebt die Hacke auf. Sie graben Löcher für Zaunpfosten am Rand der Ebene. Wenn er gerufen wird, antwortet er sofort, „Hier, Chef“, und dann, wenn er näher kommt, „Ja, Chef, Sie woll’n was von mir?“ Ich werde vorgestellt, und er scheint amüsiert, als ob ich ein komischer Vogel aus dem Norden wäre, von dem er gehört, aber an den er bisher nie geglaubt hatte, eine Art Kranich vielleicht, im grauen Gehrock und mit spindeldürren Beinen in gelben Beinkleidern; ein ausgefallener, kantiger Gefährte mit graugelbem Backenbart, Halbbrille und Erkältungsausschlag auf den Lippen. So stehen wir, Auge in Auge.

Man sagt mir, er sei der einzige Überlebende seiner Sprache. Vor einem halben Jahrhundert, als er noch ein Junge war, wurden die letzten seines Volkes ausgerottet. Seine Sprache, eine von

DAVID MALOUF

hundertern (wozu darum großes Aufhebens machen?), starb mit ihnen. Doch nicht völlig. Während seines ganzen Lebens hat dieser Mann sie gesprochen, wenn auch nur zu sich selbst. Die Wörter, das großartige System aus Klang und Schweigen (denn alle Sprachen, sogar die einfachsten, sind ein großartiges und komplexes System), sind nun in seinem schweren Schädel eingeschlossen, hinter den Falten seiner schwarzen Stirn (daher mein gelehrtes Interesse), im Mund mit den fleckigen Zähnen und der dicken, leicht rosa Zunge. Sie leben noch im Schweigen des Mannes, ein ganzes anderes Universum, da die Welt, wie wir sie kennen, letztlich aus den Wörtern besteht, durch die wir sie uns vorstellen und benennen; und wenn er seine Augen zusammenzieht und grinst und sagt „Ja, Chef, Sie woll’n was von mir?“, atmet er es nicht aus.

Ich bin (Sie mögen meinen Namen kennen) Lexikologe. Ich komme an diese Gestade von weit her, aus Neugier, ein bloßer Tourist, aber in meinem eigenen Land bin auch ich ein Bewahrer von etwas: vom großen Buch der Wörter meiner Sprache. Nein, nicht meiner sondern der meines Volks, das sie über Jahrhunderte hinweg gemacht hat, dort oben in unserem Teil der Welt, in der jemand, der ein Ohr für diese Dinge und eine Nase für den besonderen Duft von Landschaft hat, die Wälder, Seen, hohen Schneegipfel, die über unserem Land hängen wie Vogelschwingen, spüren kann. Das alles lebt in unseren Mündern. In den ausgefallenen Namen unserer Dörfer, in den Kosenamen, die wir unseren Schweinen und Kühen geben, und auch unseren Kindern, solange sie jung sind, Kleine Bohne, Hübsche Kuhlippe; in den Nonsensgedichten, die so viel einfache Weisheit enthalten (nicht zufällig entdeckt die Sprache selbst diese Wahrheiten), oder in der Art, in der ein neuer Gedanke von der einen zur anderen Seite den Kopf durchzuckt, wenn zwei Konsonanten einen wiederholten Klang einfangen.

Das alles ist geheimnisvoll. Es ist ein Geheimnis aus tiefer Vergangenheit, aber auch in der Gegenwart. Wir gewinnen unsere Sprache wieder, wenn wir zum erstenmal den Klang erfassen und

DER EINZIGE SEINER SPRACHE

ihn formen, das selbe Wort im Mund unserer längst verstorbenen Väter, in deren Blut wir uns bewegen, und deren Blut sich in uns bewegt. Sprache *ist* das Blut. Sie ist die Sonne, an ihren Platz gestellt, wo sie Wärme und Licht an die Oberfläche jeden Dings austeilt, es heil, warm und rund macht. *Solen* sagen wir, und die Sonne stampft einmal auf die Ebene und drückt ihren großen heißen Körper nach oben, Atemströme hinter sich herziehend.

Oh heiligstes aller heiligen Dinge! – der dir das sagt, ist ein demütiger blonder Kranich, mit gelbem Backenbart und grauem Gehrock und den Beinkleidern seines Jahrhunderts – denn wir rühren hier an die Anfänge, verlieren uns in diese jenseitigen Tiefen. In jedem gewöhnlichen Augenblick des Sprechens, sogar im Hörensagen, in der geschwätzigen Sprache der Liebe und der Kinderspiele gehn wir jetzt ins abgelegenste Dunkel, weit zurück ins Leben unserer Väter, um mit ihnen den Augenblick all unseres Sehens und Tuns, all unserer langen Geschichte des Handelns und Seins zu teilen. Wenn ich denke, meine Sprache könnte nicht länger in den Mündern von Menschen leben, fühle ich einen Schauer, der tiefer reicht als mein eigener Tod, weil es der versammelte Tod meines Geschlechts ist. Es ist schwarze Nacht, die ein für alle Mal auf diese Welt aus Wäldern, Seen, Schneegipfeln und Vogelschwingen fällt; auf kleine Fischkähne, auf Füchse auf dem Weg in den Bau, auf die Holzstapel für Freudenfeuer und die Beine der jungen Mädchen, die über sie springen, auf Nähnadeln, Milchkübel, Äxte, auf Lebkuchenformen aus gutem Birkenholz, auf Geigen, Schiefertafeln, Kreisel – mein Atem geht schneller und mein Herz schlägt heftig. Oh das heilige Grauen davor! Davor, die ersten und letzten Wörter all der Generationen, tief in deinem Blut, tief in der Erde, für die einst diese Silben den Zauber bedeuteten, der die ganze Schöpfung für sie zum Schwingen, Schreiten, Singen brachte, unter der Zunge zu haben. Ich sehe diesen alten Gesellen an und mein Herz stockt, ich weiß nicht, was ich zu ihm sagen soll.

DAVID MALOUF

Ich bin neugierig, natürlich – was anderes bedeutet es, Gelehrter zu sein, als neugierig zu sein und eine Leidenschaft für das Bewahren von Dingen zu haben? Ich hätte gern, daß er ein Wort oder zwei in seiner Sprache sagte. Aber der Wunsch ist frivol, ich schäme mich zu fragen. Und in welcher Sprache sollte ich fragen? In der fremden? Die ich aus Höflichkeit spreche, weil ich hier ein Besucher bin, und die ich gut spreche, weil ich sie gelernt habe, und er, weil sie die einzige ist, die er jetzt mit seinen Zeitgenossen teilt, mit denen, die die Tage mit ihm verbringen – die Sprache (er scheint nur eine Handvoll Wörter zu kennen) derjenigen, die ihn ernähren, kleiden, beschäftigen, und deren große Energie und besondere Fähigkeit zu handeln und zu verändern, dies ganze Land einer anderen Sprache unterstellt hat. Denn das Land selbst ist jetzt auch in einer anderen Sprache. All seine Hügel und Täler haben neue Namen; auch seine Geschöpfe – sogar die Insekten, die ihre eigenen zirpenden und lärmenden Geräusche unter Steinen machen. Die erste Landschaft hier ist tot. In den Augen dieses Mannes stirbt sie, wenn seine Zunge die Ränder des Horizonts leckt, bevor sie in seinem Mund ganz vertrocknet ist. Jetzt gibt es eine neue, die von anderen gemacht wird.

Also. Weil ich ein weitbekannter Besucher bin, ein verrückter Gelehrter von einem anderen Kontinent, hat man uns zusammengebracht. Wir haben uns nichts zu sagen. Ich gehe ans Feuer, wo er mit den anderen Männern sitzt, und nehme einen Becher von ihrem süßen, siedend heißen Tee. Nur unter Schwierigkeiten hocke ich mich in meinen gelben Beinkleidern hin. Wir nicken uns zu. Er betrachtet mich mit Neugier, mit einer Art scheuer Erheiterung, und was sieht er? Gewiß nicht Nadelwälder, für die er weder Bilder noch Wörter haben kann, noch Seen, Schneegipfel oder eine weiße Vogelschwinge. Die Sonne vielleicht, unsere nördliche Sonne, wie sie einen langen Bogen zurück in die Dunkelheit macht, und den Abdruck unserer Füße, mit schwarzen Spuren darauf.

DER EINZIGE SEINER SPRACHE

Es wird nicht gesprochen. Die Männer sind durch die Anwesenheit eines Fremden verlegen, aber vielleicht auch durch die ihres Chefs. Sie machen lediglich die elementarsten Ansätze zu reden: langsame, einsilbige Bemerkungen, mit dem Tee halb verschluckt. Das Band der Gemeinschaft wird hier mit wenigen scheuen Worten und Flüchen geknüpft – Grunzern, Krächzern, leichten Ausbrüchen von Lachen, die vor der Syntax liegen; der Mann ist nicht gesprächiger als die anderen, aber gleichwohl spürbar anwesend.

Ich spüre sein Schweigen. Er sitzt da, solide, schwarz, schlürft seinen Tee und verscheucht mit der linken Hand eine Fliege, die immer und immer wieder auf eine Stelle neben seinem Mund zurückkehrt; er sieht so gleichmütig herauf, so ebenmäßig unter seiner Hutkrempe.

Die Dinge zentrieren sich auf ihn – ich fühle das, es ist gespenstisch – wie auf den einen einzigen Hüter eines Namens, den sie verlieren, sobald er nicht mehr da ist, um ihn im Gedächtnis zu bewahren. So hält er, auf einem losen Faden, den ganzen Kreis von schäbigen Bäumen, die Büsche mit ihrem verborgenen Leben, das unendliche Kommen und Gehen zwischen Graswurzeln oder auf Ameisenstraßen zwischen Steinen, in den Köpfen kleiner hiesiger Geschöpfe, die an den Rand der Szene gekrochen kommen und aus ihrem anderen Leben auf uns blicken. Es gibt kein Zeichen an ihm, daß er etwas besonderes wäre. Wenn ihre Rauchpause um ist, steht er mit den anderen auf, streckt sich, spuckt sich in die Hände und geht schweigend an die Arbeit.

„Ja, Chef, Sie woll'n was von mir?“ – weder eine Aussage noch eine Frage, die einzigen Wörter, die ich ihn habe sagen hören ...

Ich muß es gestehen. Er hat mir Angst gemacht. Vielleicht liegt es nur daran, daß ich hier von meiner eigenen Sprache abgeschnitten bin (obwohl ich so etwas auf keiner früheren Reise gefühlt habe, in Frankreich, Griechenland, Ägypten), aber ich finde es notwendig, in der Abgeschlossenheit meines kleinen Zimmers mit

DAVID MALOUF

seinem marmornen Waschbecken und handlichem Krug und Becken und einem Kupferstich, auf dem Naomi Ruth Lebewohl sagt, ich finde es notwendig, wenn ich in der Hitze einer langen Dezembernaut die gescheuerten Dielen auf und ab gehe, einige Wörter zu wiederholen, als ob allein meine Stimme, die sie in der Dunkelheit nennt, die geliebten Dinge im Licht da oben fest und berührbar erhalten könnte, hier auf der oberen Seite der Welt. (Weiß Gott, was meine Wirtin vermutet, welche Zauber ich mache, oder die Kinder, die in mir bereits einen Spuk sehen, einen halb komischen, halb finsternen Magier des Nordens.)

So sage ich leicht, wenn ich mich mit dem Laken über dem Kopf zusammenrolle oder auf und ab gehe oder im Augenblick, bevor diese Ebene sogar um Mitternacht brennt, am Fenster stehe:
rogn, valnøtt, spiseskje, hakke,
vinglass, lysestake, krabbe, kjege ...

Übersetzt von Bernd Hüppauf

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Frank Moorhouse



Libido und Lebenslehren

Als ihm zum ersten Mal auffiel, daß seine Libido auf einem niedrigen Stand war, war er gerade zum ersten Mal in Wien und glaubte, es sei darauf zurückzuführen, daß er auf Reisen war – außerhalb seiner normalen Heimat fühlt sich das Tier zur Paarung nicht sicher genug, oder vielleicht gar zur Ausführung von irgendeinem Teil des Fortpflanzungsaktes. Er überlegte sich, daß Tiere von ihrer Sicherheit überzeugt sein müßten. Aber wir sind ja nicht nur Tiere. Und manchmal war er auf Reisen schon geil geworden. Nun fühlte er sich tagelang nicht geil. Das setzte sich sogar nach seiner Rückkehr in Australien fort.

„Nanu“, sagte er, „ist das eine Art von Selbstmord?“ War dies der Grund für den Selbstmord seines Großvaters? Was kam zuerst, der Verlust an Interesse am Leben oder der Verlust an Libido?

Sein Phantasieleben war abgestumpft. Sex konnte er zwar haben, aber ohne viel Elan. Eine andere Erklärung war, daß er ‚erwachsen wurde‘ und willkürliche Sexualität hinter sich ließ. Sah ein geschlechtlich erwachsener Mann mit vierzig so aus? In allen Büchern stand, daß vierzig werden überhaupt keinen Einfluß auf die Libido haben sollte. Logen die Bücher?

Er fand auch, daß er genau so viel Lust darauf hatte, *Lust zu fühlen*, als Sex zu haben; schon die vollen Säfte der Lust zu spüren, vor lauter Appetit rastlos zu sein würde ihm nun Freude machen.

Er konnte sich an die Heimsuchung des Verlangens nach Belle erinnern. Ein Verlangen, das stark genug war, ihn aus dem Bett und in ein Auto zu jagen und ihn zwang, mitten in der Nacht zu ihr zu fahren.

FRANK MOORHOUSE

Er verstand auch, warum Faust in der Gounod'schen Oper die Rückkehr des Verlangens als Teil seines Vertrags mit dem Teufel haben wollte.

Oder war er ohne es vielleicht besser dran?

Er fragte sich, ob es, wenn es lange genug abwesend war, als Teil seines bekannten Selbst schwinden würde – sogar das Gefühl dafür würde außer Reichweite der Erinnerung sein.

Das wäre eventuell auch in Ordnung.

Es war so – er würde es jetzt auf diese Weise Belle erklären müssen, daß er Sinnlichkeit oder sexuelle Reize weiterhin zwar visuell erkennen konnte, aber dies schien von der physischen Reaktion seiner Hormone völlig getrennt. Die Leitung war unterbrochen.

Dann fiel ihm ein, daß es vielleicht mit seiner Hepatitisserkrankung zusammenhing.

Den Facharzt für seine Leber verwirrte die Frage. „Ja, aber ich bin doch Facharzt für die *Leber*.“

Der Arzt überlegte sich die Frage. „Es ist möglich, daß die Leber, die ja den Fluß des Östrogens in und aus dem Körper regelt, durch die Hepatitis angegriffen worden ist. Womöglich eine Überversorgung mit Östrogen.“

Seine Begegnung mit Belle, dem selbsterklärten sexhungrigsten Weib aller Zeiten, bestätigte ihm, daß seine Libido darniederlag. Ihre Reize riefen ihm nicht mehr über große Entfernungen zu, und das Verlangen nach ihr überfiel ihn nicht mehr wie eine plötzlich aus einem Baum springende Frau.

„Was ist los mit dir?“, fragte sie, nachdem sie einen ziemlich unterpotenzierten Liebesakt beendet hatten.

„Ich bin nicht voll drauf“, sagte er.

„Das merke ich.“

„Ich leide an einer Überversorgung mit Östrogen. Von meiner Hepatitis.“

„Es wird eine Frau aus dir?“

LIBIDO UND LEBENSLEHREN

„Nein, das nicht gerade.“

„Eregiert warst du schon, aber es fehlte dir ein gewisser Durchschwung, ein gewisser Pfiff.“

„Vielleicht liegt es daran, daß ich vierzig geworden bin. Vielleicht lügen die Bücher. Grausam ist's.“

„Ach komm – wenn's an deiner Hepatitis liegt, wird's schon vorübergehen. Aber erzähl mir mal, ‚wie‘ ist es, vierzig zu sein?“

Er erzählte Belle, ‚wie‘ es ist, vierzig zu sein.

Man akzeptiert endlich, daß man nicht gleichzeitig einen Becher heißen Kaffee trinken und Auto fahren kann.

Man bezweifelt, daß man je wieder zu einer ‚Party‘ gehen wird. Parties hören auf, Veranstaltungen mit unbegrenzten Möglichkeiten zu sein.

Man sieht ein, daß man vierzig Jahre lang das Kind in sich erzogen hat.

Man erfährt, daß seine Ex-Frau an Krebs stirbt, daß ein anderer Freund eine merkliche Geschwulst im Gesicht hat, aber man erwähnt sie nicht.

Meine liest seinen Lebenslauf mit einer bequemen Neugierde, um herauszufinden, was ‚man wirklich ist‘. Man durchläuft seine Qualifikationen und Lebenserfahrungen, um sich zu erinnern, daß man ein ‚volles Leben‘ gelebt hat. Man findet sich, wie man in einer Bar sitzt, seinen Paß liest und sich die Welt heraufbeschwört, die man gesehen hat, von der man offensichtlich so wenig in die Erinnerung zurückrufen kann.

Man hat das Gefühl, daß es zu spät ist, einen Psychiater mit seinen Problemen zu belästigen, zu spät sich wieder aufzubauen,

FRANK MOORHOUSE

daß man es nun *ausleben* muß. Und man hat das Gefühl, daß der Psychiater meinen würde, daß die Zeitverschwendung sich nicht lohnte – zu wenig Leben übrig, das man nützlich verleben könnte.

Man spürt den Drang, sein Leben ein Jahr lang zuzumachen und ans Meer zu gehen und alle Bücher, die für einen wichtig waren, noch einmal zu lesen; in der Meinung, daß man sie nicht richtig gelesen hatte, als man jünger war, oder daß man nun ‚mehr von ihnen haben‘ würde. Oder daß man zu viel von ihnen vergessen hat.

Man findet, daß Ausdrücke wie ‚tun, was man will‘ und ‚sich verwöhnen‘ lediglich Fallen sind, die keine richtige Antwort sind. Ruhe kann nur auf die Lebhaftigkeit menschlichen Verkehrs folgen, Streß und Reibereien sind Teil des Lebens und die Angst ist ein recht voraussagbarer Hintergrund für eine gefährliche und unsichere Welt.

Das Übermäßige im Leben ist allzu leicht zu erreichen, es ist nicht heroisch und ergibt immer weniger. Man sieht ein, daß die besseren Freuden im Leben ‚inszeniert‘, strukturiert, vorsichtig aus einem gewonnenen Leben herausgemeißelt werden.

Die Vergangenheit kommt näher, genau wie man selbst auch eine Geschichte hat. Da man vierzig ist, hat man ein Verständnis dafür, wieviel ‚vierzig Jahre‘ in der Zeit sind, wie nah das ist. Etwas was beispielsweise fünfzig Jahre vor seiner Geburt passiert ist, kommt dramatisch näher.

Man sieht den Schlaf als ‚Teil des Lebens‘, nicht als vergeudete Zeit oder als etwas, ‚das man zuviel tut‘. Man lernt den Schlaf zu genießen. Man sieht seine Träume als einen interessanten Teil des Lebens.

LIBIDO UND LEBENSLEHREN

Man begreift die enorme Entfernung zwischen schriftlichen Beschreibungen von biographischen Einzelheiten und der Dichte von Widerspruch und Verzweiflung, der in den Minuten und Stunden dieser biographischen Beschreibungen liegt. Daß der Erfolg immer strittig ist, bedingt durch Selbstzweifel und angefochten von der sich immer verändernden Hierarchie der nachfolgenden Generationen. Die formellen Augenblicke und Früchte des Erfolgs kommen gewöhnlich erst nachdem das Verlangen nach jenen formellen Augenblicken und Früchten vergangen ist.

Man hat Tage, an denen die Wiederholung des Nägelschneidens, Haarschneidens, Zähneputzens, Hinternwischens und die immer gegenwärtige Verschlechterung seines Selbst und der physischen Umgebung einen unglaublich ermüden.

Manchmal hofft man noch auf eine dramatische Öffnung im Leben, darauf, daß sich das Leben ändern wird, nachdem man jemanden trifft, einen Brief erhält. Man hat manchmal den Wunsch, den dramatischen Umbruch, die Erneuerung und Sicherheit einer blinden Konversion zu spüren.

Man sieht ein, daß man sein Leben nie so richtig in Ordnung gebracht hat. Daß Teile seines Lebens stets in Unordnung sind, Sachen die nie richtig vollendet worden sind, Lebensangelegenheiten und Lebenspraktiken, die verbessert werden könnten. Man hat manchmal das Gefühl, daß man das Leben eingrenzen muß, damit man ein verkleinertes Leben genauer leben kann.

Es fällt einem auf, daß Fragmente vergangener Nachtträume, Fragmente von Reisen, unbedeutende Fragmente vergangener Verhältnisse, der Kindheit, anfangen, ins Bewußtsein einzudringen oder an einem vorbeizuströmen und zwar ohne irgendein erkennbares Schema, ohne einen Sinn, vielleicht mit einer Andeutung von Wahnsinn, Verrücktheit.

FRANK MOORHOUSE

Man sieht ein, daß man den größten Teil seines Lebens ‚heimatlos‘ gewesen ist, man lebte in anderer Leute Häuser, in Lagern, in Motels, in Hotels. Man hat im Leben gelagert.

Mit Bedauern stellt man fest, daß niemand mit einem Wissenssystem einen aus dem intellektuellen Dilemma erlösen wird. Nun kommt kein Buch mehr, das einem das Leben ernsthaft verändern wird. Man hat das Gefühl, daß man die jetzigen Grenzen des Wissens und der Vernunft, sowie des notwendigen, kompromittierenden Nutzens des Glaubens einigermaßen im Griff hat. Man erkennt, daß man an seinen persönlichen labilen Formulierungen festhält, aber ohne darauf zu vertrauen, daß sie den Sand der chaotischen Wirklichkeit fernhalten werden, daß eine Verfeinerung sie ersetzen wird, aber man fürchtet gleichzeitig, daß die vernunftmäßige Abstützung eines Tages vielleicht gänzlich versagt. Täglich wird einem immer klarer, wie wenig die Vernunft und das Wissen den Lauf der Ereignisse geändert haben.

Nachdem man sich mit seinem mangelhaften Selbst abgefunden hat, ist es notwendig, sich mit der mangelhaften Welt abzufinden, sich auszurechnen, wieviel Mangel am Selbst und an der Welt man in Kauf nehmen muß, ohne sich in wirkungslose Bemühungen für eine Änderung zu engagieren, Bemühungen, die eigentlich mehr Protest und Verzweiflung sind als der erhoffte Eingriff. Welche Aspekte man als unzumutbar festlegt, die man beweint, gegen die man Vergeltung sucht. Wieviel Böses man hinnehmen muß. Wieviel Unordnung. Das ‚Unabänderliche‘ zu berechnen.

Neben dem Anspruch, ein liebender Mensch zu sein, dem man ständig nicht genügt, muß man mit dem erneuten Ausbruch seiner Liebe für verlorene Geliebte leben, die einem unangekündigt in den Sinn, in die Träume kommen. Die einen beschwören. Man findet sich dabei, daß man über vergeudete Liebe weint.

LIBIDO UND LEBENSLEHREN

Man lernt, daß die meisten Dinge für ihre Ausführung eine entsprechende Zeit in Anspruch nehmen, wenn sie genossen werden sollen, wenn sie mit Genugtuung ausgeführt werden sollen. Unter anderem auch Einkaufen.

Man strebt danach, alle Unterhaltungen im Bereich der Sondierung und alle Stellungnahmen in dem der Verhandlungen zu halten und Leute zu vermeiden, die die Unterhaltung ins Wettbewerbsmäßige leiten, oder die einen verunsichern oder übermäßig in die Abwehr drängen oder aber einen veranlassen, sich intellektuell schlecht zu behaupten. Manche Leute verstopfen einem das Gehirn und senken einem die Leistungsfähigkeit. Andere Leute erhöhen diese Leistung.

Man stellt fest, daß man eigentlich nichts vergißt oder im Hirn verliert. Es ist einfach so, daß der Zugang zum Datenbankspeicher erratisch geworden ist.

Man liest vor vielen Jahren geschriebene Berichte und Briefe und stellt fest, daß man vieles wußte, was man nicht mehr wesentlich weiß. Man hofft, daß es in der Vernunftkette, die fünfundzwanzig Jahre zurückgeht, für einen arbeitet.

Das Geheimnis des Verhandeln liegt darin, einen Verhandlungsgegenstand in viele kleinere verhandelbare Teile aufzuteilen.

Man fragt sich, ob Zeichen unbewußt gebildete Muster sind, die aus tausenderlei Eingängen bestehen, die dann als Signale, Warnungen, Vorwarnungen, Leitlinien, Mitteilungen hervorbrechen – selbst gepflanzt, und an sich selbst adressiert, denen aber diese Form aus Gründen der dringenden dramatischen Offenbarung gegeben wurde.

FRANK MOORHOUSE

Man ist nicht in der Lage festzustellen, ob man das reichhaltigste aller Leben oder das jämmerlichste und entstellteste aller Leben gehabt hat.

„Nun“, sagte Belle, „ist das alles? Ist das alles, was du daraus gelernt hast?“

„Das Traurige daran ist“, sagte er, „daß ich manche von diesen Dingen mehr als einmal gelernt habe.“

„Ich glaube, ich warte lieber, bis ich einige dieser Lebenslehren selbst erfahre“, sagte sie.

„Ach, die kommen schon mit der Zeit – dann, wenn sie nicht mehr von großem Nutzen sind.“

Übersetzt von Olaf Reinhardt

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Gerald Murnane



Traumland

Nachdem ich ihnen meine Absichten ausführlich erklärt hatte, erwarb ich von ihnen zwei große Strecken Landes – 600.000 Acres, mehr oder weniger – und übergab ihnen Decken, Messer, Spiegel, Tomahawks, Glasperlen, Scheren, Mehl usw. als Bezahlung für das Land, und erklärte mich auch bereit, als Miete oder Tribut eine jährliche Abgabe an sie zu entrichten.

John Batman, 1835

Zu diesem Zeitpunkt hatten wir sicherlich keinen Grund, uns zu beklagen. Die Leute, die über das Meer gekommen waren, erklärten uns sehr höflich alle Einzelheiten des Vertrages, ehe wir einwilligten. Es gab natürlich ein paar Kleinigkeiten, nach denen wir uns hätten erkundigen sollen, aber selbst die gewiegtesten unserer Unterhändler waren hingerissen beim Anblick der Dinge, die uns als Bezahlung angeboten worden waren.

Ohne Zweifel hatten die Fremden vorausgesehen, daß ihre Güter uns vollkommen fremd sein würden. Freundlich sahen sie uns zu, als wir die Hände in die Mehlsäcke tauchten, uns in die Decken wickelten und die Schärfe der Messerklingen an den nächsten Zweigen prüften. Und als uns die Fremden verließen, spielten wir immer noch mit unseren neuen Besitztümern. Aber was wir daran am meisten bewunderten, war nicht die Neuheit der Dinge. Wir hatten die beinahe wunderbare Übereinstimmung erkannt, die zwischen dem Stahl, der Wolle, dem Glas und dem Mehl der Fremden, und jenen Metallen, Spiegeln, Umhängen und Nahrungsmitteln bestand, die wir uns immer vorgestellt, über welche wir uns Gedanken gemacht, von denen wir geträumt hatten.

GERALD MURNANE

Ist es denn erstaunlich, daß Menschen, die gegen zähes Holz, biegsames Gras und blutiges Fleisch nichts dienlicheres als Stein handhaben können – ist es erstaunlich, daß solche Menschen mit der Vorstellung von Metallen so vertraut werden konnten? Jeder von uns hatte ja in seinen Träumen riesige Bäume mit Klingen gefällt, die tief in das bleiche Mark unter der Rinde bisßen. Jeder von uns wäre imstande gewesen, sich vorzustellen, wie geschliffenes Metall zischt, wenn es durch eine Garbe von angebautem Gras schneidet, oder hätte das genaue Auseinanderfallen von Muskeln und Fett unter einem haarscharfen Messer beschreiben können. Wir kannten die Kraft und den Glanz von Stahl und die Eleganz seines Schnittes, weil wir sie so oft in ein mögliches Dasein gerufen hatten.

Dasselbe gilt für Glas, Wolle und Mehl. Wie hätten wir nicht die Vollkommenheit der Spiegel erwarten sollen – wir, die wir so oft in den welligen Lacken unseren verwaschenen Bildern nachgeblickt hatten? Es konnte keine Eigenschaft von Wolle geben, die wir nicht erraten hätten, wenn wir uns an den regnerischen Winterabenden unter den steifen Waschbärpelzen zusammendrängten. Und jeden Tag erinnerte uns das mühsame Stampfen der Weiber an ihren staubigen Mühlen an den reichen Geschmack des Weizenmehls, welches wir nie gekostet hatten.

Aber wir hatten immer klar unterschieden zwischen dem Möglichen und dem Wirklichen. Möglich ist beinahe alles. In jeder Donnerwolke, unter jedem Wasserfall kann ein Gott wohnen, jedes Geistervolk im Land unter der Meeresküste hausen, jeder nächste Tag kann uns ein solches Wunder bescheren, wie eine Stahlaxt oder eine Woldecke. Der nahezu grenzenlose Bereich des Möglichen wird nur beschränkt durch das Erscheinen des Wirklichen. Und, selbstverständlich, kann etwas, das Eines ist, niemals das Andere sein. Beinahe alles ist möglich, außer, natürlich, das Wirkliche.

Man könnte nun danach fragen, ob unsere persönliche oder unsere Stammesgeschichte nicht irgendein Beispiel eines Möglichen kennt,

TRAUMLAND

welches Wirklichkeit geworden ist. Hat denn niemand je davon geträumt, eine Waffe, oder ein Weib zu besitzen und, Tage oder Jahre später, tatsächlich das begehrte sein eigen nennen können? Diese Frage beantwortet sich einfach durch die Feststellung, daß es unter uns noch nie jemanden gegeben hat, der behaupten konnte, irgendetwas was er besaß erinnerte, wenn auch nur dunkel, an das, was er einst zu besitzen hoffte.

Am selben Abend, mit den Decken warm an unsere Rücken geschmiegt und den glitzernden Klingen an unserer Seite, sahen wir uns einem unlösbaren Problem gegenüber.

Die Reichtümer, welche so plötzlich unter uns erschienen waren, konnten nur zu einer Welt des Möglichen gehören. Daher mußte es sein, daß wir träumten. Der Traum war der lebendigste und dauerhafteste, den wir jemals kennengelernt hatten. Aber, wie lange er auch andauern mochte, er war dennoch ein Traum.

Wir bewunderten die Feinheit dieses Traumes. Der Träumer (oder besser – die Träumer, denn wir hatten bereits die Wahrscheinlichkeit unserer gemeinsamen Verantwortung dafür erkannt) hatte eine Art Menschen erfunden, bei denen die möglichen Dinge als wirklich galten. Und diese Leute hatten sich dazu herabgelassen, uns das Miteigentum an ihren Gütern anzubieten als Preis für etwas, was in sich nicht wirklich war.

Wir fanden weitere Beweise, welche diese Art der Betrachtung unterstützten. Die Bleichheit der Männer, die wir an diesem Tag getroffen hatten, das offenbare Fehlen verständlicher Absichten in ihrem Verhalten, die Verschwommenheit ihrer Erklärungen – dies konnten sehr wohl Fehler an Gestalten sein, die man zu oberflächlich geträumt hat. Und, nur scheinbar widersinnig, erschienen uns die beinahe vollkommenen Eigenschaften der Dinge, die wir erhalten hatten, als Werk eines Träumers, der die wichtigsten Inhalte seines Traumes mit allen jenen begehrenswerten Eigenschaften verschwenderisch überschüttet, die man niemals in wirklichen Dingen findet.

GERALD MURNANE

Es war diese Erkenntnis, welche uns dazu veranlaßte, unsere Erklärungen für die Ereignisse des Tages teilweise abzuändern. Nach wie vor stimmten wir darin überein, daß dies, was uns geschehen war, Teil irgendeines Traumes sei. Und es ist doch die wesentliche Eigenschaft der meisten Träume, daß ihr Inhalt zur Zeit des Traumes dem Träumer als wirklich erscheint. Wenn wir aber die Fremden und ihre Güter träumten, wie wären wir dann dazu imstande gewesen, darüber zu sprechen, daß wir sie für wirkliche Dinge und Menschen gehalten hatten?

Wir entschieden uns dafür, daß niemand von uns der Träumer sein konnte. Wer aber war es dann? Vielleicht einer unserer Götter? Aber kein Gott konnte eine solche Vertrautheit im Umgang mit der Wirklichkeit besitzen, daß es ihm gelungen wäre, eine solche Täuschung zu erschaffen, welche uns beinahe überwältigt hätte.

Es gab nur eine vernünftige Erklärung. Die bleichen Fremden, die Leute, die wir heute zum ersten Mal gesehen hatten, waren es, die uns und unsere Verwirrung träumten. Oder, noch besser, die wirklichen Fremden träumten dieses Treffen zwischen uns und ihren geträumten Doppelgängern.

Nun schienen plötzlich einige der Rätsel gelöst. Die Fremden hatten uns nicht so betrachtet, wie Menschen einander betrachten. Es hatte Augenblicke gegeben, da hatten sie ausgesehen, als blickten sie durch unsere verschwommenen Konturen nach Ausblicken, die sie leichter erfassen konnten. Sie hatten zu uns mit seltsam erhobenen Stimmen gesprochen und unsere Aufmerksamkeit mit übertriebenen Gesten auf sich gezogen, so, als wären wir weit von ihnen entfernt, oder als empfänden sie Furcht davor, daß wir in ihrem Blick verblassen konnten, ehe wir ihren Absichten nachgekommen wären, aus welchen sie uns in ihren Traum eingeladen hatten.

Wann hatte dieser Traum begonnen? Hoffentlich erst an jenem Tage, an dem wir die Fremden trafen. Aber wir konnten die Mög-

TRAUMLAND

lichkeit nicht in Abrede stellen, daß unser ganzes Leben und unsere ganze bisherige Geschichte von jenen Leuten geträumt worden war, von denen wir beinahe nichts wußten. Dies erschreckte uns nicht sonderlich. Als Traumgestalten waren wir vielleicht viel weniger frei gewesen, als wir immer geglaubt hatten. Wenigstens hatten uns doch die Erzeuger dieses Traumes, als sie uns zum Ziel nahmen, die Freiheit gewährt, daß wir nach all dieser langen Zeit die simple Wahrheit über das erfahren sollten, was wir für eine vielschichtige Welt gehalten hatten.

Warum war uns das alles zugestoßen? Wir konnten nur annehmen, daß diese anderen Menschen aus demselben Grunde träumten, aus welchem wir, die Träumer in einem Traum, uns selbst so oft dem Träumen hingaben: Sie wollten, wenigstens für kurze Zeit, das Mögliche für das Wirkliche halten. Gerade jetzt, da wir unter unseren heimatlichen Sternen – die nun allerdings subtil verändert aussahen, seit wir ihren wirklichen Ursprung erkannt hatten – über sie nachdachten, waren die Träumer in einem wirklichen Land, weit entfernt von uns, und planten unser jetziges Nachdenken so, daß ihre geträumten Spiegelbilder für kurze Zeit sich an der Täuschung erfreuen konnten, daß sie etwas Wirkliches erworben hätten.

Und was war dieser unwirkliche Gegenstand ihrer Träume? Das Papier, welches wir unterzeichnet hatten, erklärte alles. Wären wir an diesem Nachmittag nicht durch ihr Glas und ihren Stahl abgelenkt gewesen, wir hätten schon da die Absurdität der Ereignisse wahrnehmen müssen. Die Fremden wollten das Land besitzen.

Es war natürlich die absurdeste Narrheit, zu meinen, daß Land, das doch definitionsgemäß unteilbar ist, durch ein einfaches Abkommen unter Menschen zugemessen und aufgeteilt werden könne. Wir waren jedenfalls ganz sicher, daß die Fremden unser Land gar nicht wirklich gesehen hatten. Wir konnten aus ihrer Schwerfälligkeit und der linkischen Art, mit der sie auf dem Boden standen schließen, daß sie nichts merkten von dem Lebensunterhalt, den das Land bietet, oder der Achtung, die es verlangt. Wenn sie sich

GERALD MURNANE

auch nur auf kurze Strecken darüber bewegten, konnten wir an der Art, wie sie Stellen vermieden, die zum Durchgehen einluden und über andere trampelten, die doch offenbar nicht betreten werden sollten, sehen, daß sie sich verirren würden noch ehe sie das wirkliche Land gefunden hätten.

Dennoch, irgendeine Art Land hatten sie schließlich ja doch gesehen. Ihren eigenen Worten zufolge war es Land für Bauernhöfe oder für ein kleines Dorf. Es wäre mehr im Sinne des Traumes gewesen, der sie umhüllte, wenn sie davon geredet hätten, eine unermesslich große Stadt dahin zu bauen, wo sie eben gestanden hatten. Aber aus unserer Sicht waren alle ihre Vorhaben gleich. Dörfer und Städte lagen im Bereich des Möglichen und konnten niemals ein wirkliches Dasein haben. Das Land würde das Land bleiben, für uns bestimmt und zugleich die Vorbedingung einer Traumszenerie von Menschen, die weder unser Land je sehen würden, noch irgend ein anderes, von dem sie geträumt hatten.

Da wir das nun wußten, was blieb uns zu tun übrig? Wir kamen uns so hilflos vor wie jene Gestalten, die wir aus unseren eigenen Träumen in Erinnerung hatten, welche mit sonderbar tauben Füßen zu laufen versuchen. Dennoch, solange uns keine Wahl blieb als den Traum und seine Ereignisse zu Ende zu träumen konnten wir doch seine wunderbare Eindringlichkeit bestaunen. Und wir konnten ohne Ende darüber nachdenken, welche Art Menschen das wohl sein könnten, die da in ihrem weit entfernten Land von einem möglichen Land träumten, welches sie nie bewohnen würden, die von einem Volk träumten wie wir selbst es sind, mit unserer großen Schwachheit, und die schließlich davon träumten, von uns ein Land zu kaufen, welches es niemals geben kann.

Natürlich entschlossen wir uns, bei diesem Handel zu bleiben, da er so säuberlich ausgedacht war. Und obwohl wir wußten, daß wir niemals wirklich aus einem Traum erwachen konnten, der nicht unser Traum war, vertrauten wir dennoch darauf, daß wir eines Tages – wenigstens für uns selbst – scheinbar erwachen würden.

TRAUMLAND

Einige von uns, die sich daran erinnerten, daß sie nach Träumen von Niederlagen mit wirklichen Tränen in den Augen erwacht waren, hofften, daß wir einmal irgendwie aufwachen würden, überzeugt von der Wirklichkeit des Stahls in unseren Händen und der Wolldecken um unsere Schultern. Andere bestanden darauf, daß wir, solange wir mit diesen Dingen umgingen, nichts anderes sein könnten als Gestalten in einem ungeheuren Traum, der sich über uns gelegt hatte – ein Traum, der niemals enden kann, ehe nicht die Menschen in jenem Land, welches wir nicht kennen, gelernt haben, wieviel von ihrer Geschichte ein Traum ist, der irgendwann einmal enden muß.

Übersetzt von Marc Adrian

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Oodgeroo vom Stamm der Noonuccal



Die Netzschlange

Sie war eine Pracht, diese Dreimeter-Netzschlange, die wir als Haustier hielten. Mein Vater gehörte zum Noonuccal-Stamm der Stradbroke-Insel, und die Schlange war sein Totem. Er versäumte nicht, seinen Blutsbruder zu versorgen. Meine Mutter gehörte zu einem anderen Stamm. Die Schlange war nicht ihr Totem. Sie haßte die alte Schlange, wegen ihrer Diebereien. Sie war stolz auf ihren Hühnerhof und auf die Eier, die uns die Hennen lieferten. Die Schlange mochte den Hühnerhof auch; jedesmal wenn sie Hunger hatte, schlich sie sich hinein, wählte das beste Stück Geflügel und fraß es. Sie konnte Mutter immer überlisten, ganz gleich was die sich einfallen ließ, um ihre Hühner vor ihrem gierigen Bauch zu bewahren. Aber irgendwie hatte Mutter nie Lust, die Axt aufs Haupt der Schlange fallen zu lassen. Wir wußten alle, daß sie oft versucht war, genau das zu tun. Ich glaube, zwei Dinge hielten sie ab: ihre tiefe Achtung vor Vaters Entscheidungen, die in unserm Haus endgültig waren, und der Gedanke, daß der Gute Geist Biami sie strafen würde, wenn sie im Zorn tötete.

Wir alle liebten die Schlange, außer Mutter – und dem Hund. Der Hund hielt sich von der Schlange sorgfältig entfernt, weil er vor ihr fürchterliche Angst hatte. Er schien zu wissen, daß eine Dreimeter-Schlange sich um einen Hund winden und ihn dann ganz verschlucken kann.

Wenn Mutter dachte, keines von uns Kindern wäre in der Nähe, fluchte sie auf die alte Schlange – und Mutter's Flüche übertrafen die jedes Ochsentreibers in ganz Australien.

Einmal ging Mutter eine kurze Weile fort, ins Krankenhaus. Sie kam mit einem nagelneuen Schwesterchen für uns nach Hau-

DIE NETZSCHLANGE

se. Am Tag ihrer Heimkehr waren wir überwältigt vom Anblick des schlafenden Säuglings in seinem Kinderbett. Der große schwarze Hund sah das Baby auch und war offensichtlich mit dem Neuling einverstanden. Nach einer Weile scheuchte Mutter uns hinaus zum Spielen, breitete vorsichtig die Decke über das schlafende Baby und ging sich eine Tasse Tee bereiten. Einige Freunde, benachbarte Eingeborene, kamen, um sie zu begrüßen; wir spielten in unserer Sommerhütte aus Teebaumrinde, die Dad so gebaut hatte, daß sie die kühlen Brisen von der Bucht auffing, und hörten die Frauen schwatzen und das Klappern der Teetassen. Als die Nachbarn gingen, schaute Mutter stolz nach ihrem neuen Baby.

Plötzlich hörten wir Mutter's Stimme in einem schrillen Schrei, während sie herausgerannt kam und Vater rief. Dad erkannte die Dringlichkeit des Schreis, ließ den Hammer fallen und rannte.

Mutter sah aus, als ob sie einen Anfall hätte. Sie sprang auf und nieder, rannte los, um den Besen mit dem langen Stiel zu greifen und fluchte wie ein Ochsentreiber. Wir wußten, daß etwas Fürchterliches passiert sein mußte, wenn Mutter sich so benahm. Sie verhielt sich unterschiedlich in verschiedenen Notsituationen. Wir wußten, daß es diesmal ernst war.

„Hör auf zu schreien, Frau!“, befahl Dad. „Was ist passiert?“

Mutter wies mit zitterndem Finger nach dem Schlafzimmer. „Hol dies gierige Reptil aus meinem Schlafzimmer!“

Dad ging ins Schlafzimmer. Da lag, zusammengerollt im Bett neben dem Baby, das nun hell wach war und schrie, die alte Schlange.

Die Schlange schien die Lage im Nu erfaßt zu haben. Sie glitt schnell vom Bettlaken, auf den Boden hinunter und aus der Tür.

Der Hund versuchte zu tun, was die Familie zu erwarten schien, machte einige drohende Schritte auf die Schlange zu und stieß knurrende Laute aus der Kehle. Als Dad ihn zurückrief, gehorchte er ihm nur zu gern.

Schließlich fand Mutter ihre Fassung wieder, nachdem die Schlange verschwunden war. „Aber Du hör mir gut zu, du halsstarriger

OODGEROO NOONUCCAL

Kerl, diese Schlange hätte mein Baby fressen können“, sagte sie zu Dad.

„Sei nicht albern, Frau, warum sollte sie Dein Baby fressen wollen, wenn sie Deine Hühner jederzeit fressen kann, wenn sie nur will?“, versetzte Dad und schoß zur Tür hinaus, bevor Mutter sich eine Antwort ausdenken konnte.

Danach machte die alte Schlange genau so weiter wie zuvor und strich durchs Haus, wie es ihr paßte. Sie stahl weiter Geflügel und Eier und schlief, wo immer sie wollte – doch sie versuchte nie wieder, ins Bett meiner kleinen Schwester zu kommen. Ich mochte es gern, wenn ich auf dem Klo saß und sie dort verborgen fand. Sie streckte sich über einen ganzen Balken unter der Decke. Ich saß oft stundenlang auf dem Klo und erzählte ihr meine innersten Geheimnisse, und mit Genugtuung bemerkte ich, daß die alte Schlange das Gespräch nie unterbrach oder davonschlich. Mutter warf mir oft vor, ich wollte mich um Hausarbeiten drücken, wenn ich verschwand und so lange Zeit auf dem Klo verbrachte. Das war nicht ganz richtig; ich wollte nichts als meine Geheimnisse mit der Schlange teilen.

Als Vater starb, verloren wir die Schlange. Sie schien einfach verschwunden zu sein. Wir haben nie herausgefunden, was mit ihr passiert war. Vielleicht hat Biami, der Gute Geist, ihr zugeflüstert: „Dein Blutsbruder ist ins Reich der Schatten gewandert. Deine Tage sind gezählt. Verschwinde.“

Mir gefällt der Gedanke, daß sie noch irgendwo herumstreicht. Vielleicht hat sie einen besseren Hühnerhof gefunden. Ich hoffe es. Es ist komisch mit den Frauen. Als mein Vater starb und die Schlange verschwand, beschloß Mutter, den Hühnerhof aufzugeben. Irgendwie schien sie das Interesse an ihm verloren zu haben.

Übersetzt von Bernd Hüppauf

Anmerkung: Im englischen Text ist das grammatische Geschlecht der Schlange maskulin, und sie wird vertraulich ‚Carpie‘, abgekürzt von ‚Carpet Snake‘, genannt.

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Janette Turner Hospital



Nach langer Abwesenheit

Jahrelang hatte er üppig in meinen Träumen getrieben, der Mangobaum vor dem Küchenfenster in Brisbane, aber jetzt ist er noch grüner als die strahlenden Grüntöne aus der Erinnerung. Ich glaube beinahe, daß meine Mutter draußen war und auf meinen Besuch hin jedes Blatt mit Spucke und Wichse aufpoliert hat. Ich sage ihr das, und sie lacht, während sie mir einen Porzellanteller hinreicht.

Ihre Hände sind vom Seifenschaum und dem grimmig heißen Wasser ein schlüpfriges Hellrosa geworden, und wie ich den Teller nehme, ist es, als ob ich das glühende Element eines Herdes berührt hätte. Rechtzeitig gelingt es mir, anstatt zu fluchen etwas Undeutliches zu murmeln. „Oh du liebe Zeit“, sage ich und vergrabe den Teller und meine verbrannten Finger im Küchentuch, „das hatte ich vergessen.“ Und wir lachen beide. Es handelt sich um eine familiäre Eigenheit, eine Art von Erbstück, das mit dem Teller selbst am Hochzeitstag meiner Großmutter in die Familie kam und seither weitergereicht wurde. Die Frauen in der Familie meiner Mutter glaubten nämlich schon immer, daß das Abwaschwasser gerade unter dem Siedepunkt sein müsse, und in voller Überzeugung, daß Sauberkeit gottselig sei (vermute ich), schwammen ihre Hände gelassen in dem heißen Wasser.

Ich blicke auf an die Wand über dem Kühlschrank, und ja, wahrhaftig, der feingestochene Text ist immer noch da, verblichener durch ein weiteres Jahrzehnt an der Sonne, aber sonst unverändert: *Er wird euch im Feuer des Schmelzers läutern.*

„Hast du noch deine Stücke?“, fragt meine Mutter.

Sie meint die Tasse, die Untertasse und den Teller vom Tafel-

JANETTE TURNER HOSPITAL

geschirr meiner Großmutter, aus feinem Knochenporzellan, aber in viktorianischem Stil und daher unmodern. Das breite Band in Schwarz, Hellorange und Blattgold erinnert an Grenzen, die nicht in Frage gestellt werden dürfen.

„Ich würde mich nie davon trennen“, sage ich.

Die Art, wie sie lächelt und die Augen schließt, zeigt mir, daß sie befürchtet hat, ich hätte das Geschirr wie so viel anderes über Bord geworfen. Ich glaube, meinen Eltern erscheint ziemlich willkürlich, was ich weggeworfen und was ich behalten habe. Meine Mutter bleibt mehrere Sekunden lang bewegungslos, die Spülbürste in der Hand, die Augen geschlossen. Sie ‚sagt Dank‘. Voll Ärger denke ich: in diesem Haus gibt es überhaupt nichts Profanes. Nicht einmal das Geringste.

„Laß das“, sagt meine Mutter, noch bevor ich mit meiner ärgerlichen Aufwallung halb fertig geworden bin. „Ich mache hier fertig. Du setz dich nach draußen und schreibe ein wenig.“

Hilflos denke ich: so war es immer, dieses Hin-und-her zwischen Frustration und Zärtlichkeit. Wessen Kindheit und Jugendzeit könnte wohl bedrückter und behüteter gewesen sein als meine?

„Aber ich helfe dir doch gerne“, sage ich, „wirklich.“ Sie lächelt und ‚dankt‘ wieder, eine flüchtige, aufreizende und völlig unbewußte Gebärde. „Ehrlich“, setze ich hinzu, genau darum, weil ich es plötzlich nicht mehr ehrlich meine, weil mein Ärger in mir aufzusteigen beginnt wie der Brisbane River beim Überfluten. „Es ist doch etwas ...“, aber ich beschließe, nicht hinzuzusetzen, daß das Geschirrwaschen etwas von dem Wenigen ist, das wir in völliger Eintracht zusammen tun können.

„Du solltest die Sonne genießen, solange du kannst“, sagt sie. Und meint: bevor du in jene unvorstellbaren kanadischen Winter zurückkehrst. „Außerdem wirst du doch Briefe schreiben wollen.“ Sie macht eine ungeschickte Pause, die unbegreifliche Tatsache, daß die anderen noch nicht angekommen sind, diskret umgehend.

NACH LANGER ABWESENHEIT

Sie kann sich nicht vorstellen, unter welchen Umständen sie sich je, wenn auch nur vorübergehend, von ihrem Mann und ihren Kindern hätte trennen lassen. Alle ihre Instinkte sagen ihr, daß ein solches Handeln nachlässig und unmoralisch sei. Aber sie will niemanden verurteilen, ganz gleich, wieviel sie das innerlich kostet.

„Und dann“, sagt sie tapfer, „ist doch da dein Buch. Du solltest keine Zeit verschwenden. ... Du solltest mit deinem Buch weiterkommen.“ Mein Buch, von dem meine Eltern fürchten, daß es sie wieder in Verlegenheit setzen wird. Mein Buch, das ihnen solchen Stolz, solche Bestürzung und solche Sorgen bereiten wird. „Los mit dir“, sagt meine Mutter, „die Sonne wartet.“

Ich bin seit weniger als vierundzwanzig Stunden wieder zu Hause und schon ganz betäubt – das gewohnte Karussell aus Haß und Liebe. Ich gebe das feuchte, mit den Wappen aller australischen Bundesstaaten bedruckte Küchentuch zurück. Ich nehme Schreibblock und Feder und gehe in die Sonne.



Da sind meine alten Tröster, die Sonne und der Mangobaum. Ich glaube, im Grunde meines Herzens bin ich schon immer ein Heide gewesen, ein Sonnenanbeter, vielleicht sind das alle Kinder in Queensland. Ich fand schon immer mehr Trost in den oberen Ästen dieses Baumes als beim allabendlichen Lesen in der Familienbibel und den Gebeten nach dem Abendessen. Ich schlinge meine Arme um den Baumstamm, drücke meine Wange an die rauhe Rinde und denke an jene öde Zeit, als ich in der fünften Klasse war.

Ich rieche ihn wieder, den scharfen und bitteren Geruch, ich sehe wieder all die grausamen jungen Gesichter. Der Saft des Baumes stinkt immer noch danach. Meine Finger berühren Narben im Stamm, die Wunden von Nägeln, die wir vor vielen Jahren in den Baum hämmerten, als wir irgendwo gelesen hatten, daß das Eisen

JANETTE TURNER HOSPITAL

die Mangofrüchte verbessern würde. Jetzt färbt der Rost meine Hände, ein dunkler Fleck. Ich falle wieder die endlose Betontreppe hinunter, ich spüre wieder das Schieben, das Treten, das Blut aus irgendeiner Wunde, ich schmecke die alte Angst.

Ich suche nach dem Ast, wo ich mich versteckte; er scheint mir niedriger – was mich beunruhigt – nicht so unerreichbar sicher, wie ich damals dachte.

Jeden Abend erschien mir das bleiche Gesicht meines Bruders hinter dem Glas der Isolierstation und schwebte durch die Mangoblätter wie ein Mond. Nie fragte ich, traute ich mich zu fragen: „Muß er sterben?“ Und in der Schule, am nächsten Tag und am übernächsten, ich erinnere mich wieder daran: alle die Augen, die sich an mein Leben drängten, starrende, spottende, feindselige, drohende Augen.

Ich war gezeichnet.

Heute versuche ich, mich in die Lage der anderen zu versetzen. Vermutlich hätte ich einfach gesehen, was sie sahen: Eine, die mit dem Tod in Berührung gekommen ist, die den düsteren Mantel der Verseuchung mitschleppt, eine mit Absicht Gefährliche. Warum sollte ich ihnen nachtragen, daß sie mich von sich fernhielten?

Jedenfalls hatte sich das voraussehen lassen.

Seit den ersten Wochen in der fünften Klasse wußte ich, daß wir sonderbar waren. „Die Krankenschwester ist da mit den Spritzen“, sagte unsere Lehrerin, und alle schienen zu wissen, wovon sie sprach. „Ihr geht hinein, wenn euer Name aufgerufen wird. Es tut nicht weh.“

„Doch tut es weh“, rief Patrick Murphy und mußte sich in die Ecke stellen.

„Bei einem solchen Namen“, sagte die Lehrerin, „überrascht mich nichts.“

Sie war damit beschäftigt, den Stapel von Einverständniserklärungen, die wir pflichtbewußt von zu Hause mitgebracht hatten – einige hatten den Zettel mit einer Sicherheitsnadel am Kleid fest-

NACH LANGER ABWESENHEIT

gemacht, als sie ankamen – zu entfalten und zu glätten. Die Lehrerin suchte einen der Zettel heraus und runzelte die Stirn.

„Ich sehe, daß es unter uns religiöse Fanatiker gibt“, sagte sie. Sie begann, zwischen den Pulten auf und ab zu gehen, indem sie den weißen Brief wie eine Fahne schwenkte. „Jemand in unserer Klasse“, verkündete sie, „ist ein Mörder.“ Sie blieb neben meinem Pult stehen, und ich konnte ihre Wut riechen, ein bitterer und feuchter Moschusgeruch. Ich erkannte ihn wieder, denn ich hatte ihn gerochen, als unsere Katze mit einem Vogel spielte, obwohl ich nicht hätte sagen können, von welchem Tier der Geruch kam. Die Lehrerin legte einen Finger auf meine Schulter, als Aufforderung, und ich folgte ihr vor die Klasse. „Diese Person“, sagte die Lehrerin, „ist unser Mörder.“

Und alle, mich eingeschlossen, sahen feierlich zu. Ich schaute neugierig meine Hände und Füße an. Ein Mörder, dachte ich, indem ich den Klang des Wortes voll Interesse und Schrecken auskostete, meine Zunge ganz nahe am Gaumen.

„Verantwortungslos! Moralisch verantwortungslos!“ Die Stimme der Lehrerin war wie die unseres Pastors, wenn er auf die Kanzel stieg. Sie war rot im Gesicht. Ich wartete darauf, daß sie als mein erstes Opfer in Flammen aufgehen würde. „Unwissende Fanatiker seid ihr“, sagte sie, „du und deine Familie. Ihr seid die Art Leute, die Epidemien verursachen.“

Ich behielt das Wort im Gedächtnis, ohne zu wissen, was es bedeutet. Es erschien mir dunkel und wolkg, beladen mit Schulangst, mit heranziehenden Blitzstrahlen. *Epidemie*. Ich denke manchmal, daß ich diesem Moment mein leidenschaftliches Interesse am reinen Klang von bestimmt angeordneten Silben verdanke. *Epidemie*. Und später, in der fünften Klasse, kam *Diphtherie* dazu, ein schönes, wenn auch tödliches Wort.

Ich kenne mich aus mit Wörtern, mit ihrer sinnbetörenden Oberfläche, mit der Art, wie die Zunge sie beleckt. Und mit den Wasserbomben, die sie tragen.

JANETTE TURNER HOSPITAL



Meine Mutter bringt Tee und einen Keks, obwohl ich kaum eine Stunde draußen bin und noch kein Wort geschrieben habe. Ich sitze auf dem zerdrückten Farnkraut, den Rücken an den Mangobaum gelehnt und denke an Patrick Murphy: daran, daß selbst häufiges In-der-Ecke-stehen und jede Menge Prügel (ich höre immer noch das zischende Säuseln der Rute auf seinen nackten Schenkeln) seiner Vitalität und seiner selbstzerstörerischen Ehrlichkeit nichts anhaben konnten.

In der ersten Klasse rettete er einmal meine Schuhe, die Jimmy Simpson auf die Eisenbahnschienen gelegt hatte. In der fünften Klasse konnte er mich manchmal beschützen, und es wurde mir berichtet, daß er einmal meinetwegen ein blaues Auge davongetragen hatte. Eines Tages nahm ich ihn mit nach Hause, und meine Eltern sagten mir später, sie hätten immer geglaubt, daß auch Katholiken erlöst werden und zu den Auserwählten des Herrn gehören könnten, trotz ihres üblen Aberglaubens und der Götzenbilder in ihren Kirchen. Aber meine Hoffnung darauf, daß Patrick Murphy dereinst im Kreis der Seligen weilen würde, wurde nicht ernstlich unterstützt. Als meine Mutter ihm hausgemachte Limonade anbot, sagte er, die sei Herrgottnochmal viel besser als das Zeug aus dem Laden. Er sagte auch, die meisten Kinder in der Schule seien Scheißer, und nur ein oder zwei Puppen machten den ganzen Dreck überhaupt erträglich.

Eines Morgens wachten Patrick Murphy und ich auf, und es war Zeit, in eine höhere Schule zu gehen. Wir gingen von da an in verschiedene Schulen und verloren den Kontakt, aber an einem Freitagabend sah ich ihn im Zentrum von Brisbane, an der Ecke von Adelaide und Albert Street, vor der Commonwealth Bank. Das ‚Tivoli‘ und das ‚Wintergarden‘ (‚Lasterhöhlen‘ nannte unser Pastor diese Kinos) leerten sich gerade, und er war in der Menge, mit seinem in die Augen fallenden Haarschopf, ein Mädchen an

NACH LANGER ABWESENHEIT

seinem Arm. Das Mädchen war toll, auf eine schäbige Art: enganliegende Hose und Stöckelschuhe, enger Pullover, platinblondes Haar und hochrote Lippen. Eine Puppe nach meinem Geschmack, würde Patrick Murphy grinsend sagen (das stellte ich mir vor), und der Gedanke an seinen Mund auf dem ihrigen beunruhigte mich. Ich stellte mir vor, daß zu einem Busen, wie sie einen hatte, eine Extraportion Erbsünde gehörte; ich hoffte es sogar.

Ich betete darum, daß Patrick Murphy mich nicht sehen würde.

Von meinem unfreiwilligen Standort aus sah ich, daß seine Augen ganz auf den Ausschnitt des Mädchens gerichtet waren. Ich drehte mich etwas, so daß ich den Fußweg im Rücken hatte, aber Patrick immer noch aus dem Augenwinkel sehen konnte. Unsere Runde, die zwei Parkplätze einnahm, war durch den Randstein vor der Commonwealth Bank entzweigeschnitten. Wir waren ungefähr fünfzehn Leute, gruppiert um eine Frau, die auf einem Klappstuhl saß und ein Akkordeon auf dem Schoß hatte. Wir hatten alle ein gewisses *Aussehen*, das uns auf seine Art so wie das Aussehen von Patrick Murphys Puppe kennzeichnete. Mein Kleid war ... nun, damenhaft, ich trug flache Absätze, ich hätte genausogut gebrandmarkt sein können. Ich hoffte nur, daß mein Gesicht (das, wie unser Pastor zu sagen pflegte, vom Schminkkasten des Teufels unberührt war) bis zur Unsichtbarkeit in der farblosen Luft aufgehen würde.

Im Moment von Patrick Murphys Erscheinen hielt mein Vater ein Megaphon in der Hand und war dabei, den verlorenen Seelen, die, ohne zu wissen wohin, vor uns hin und her eilten, den Frieden, welcher höher ist denn alle Vernunft, anzupreisen.

Die Kinobesucher, deren Orientierungssinn so gewissermaßen auf Null reduziert worden war, erschienen mir von gutem Willen durchstrahlt, ihre Augen dem Wochenende entgegenleuchtend. Ich selbst (für die der Freitagabend der am meisten gefürchtete Tag einer strenggeplanten Woche war), sah ihnen zu, wie ein hungerndes Waisenkind durch das Fenster eines Restaurants blicken mag.

JANETTE TURNER HOSPITAL

„Nicht von den Freuden dieser Welt rede ich, denn sie sind flüchtig“, sagte mein Vater durch das Megaphon. „Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt ...“

Patrick Murphy und seine Puppe waren jetzt bei der Commonwealth Bank angelangt. Lieber Gott, betete ich, laß die Gosse mich verschlingen. Laß den Himmel sich öffnen. Laß mich nicht von Patrick Murphy gesehen werden.

Patrick Murphy hielt plötzlich an, und ein langsames Grinsen des Wiedererkennens ging über sein Gesicht. Ich wand mich in tödlicher Verlegenheit und spürte, wie meine Wangen heiß anließen.

„Jesus“, lachte die Puppe und schnalzte mit ihrem Kaugummi. „Schau dir mal diese Frömmler an.“

„Die haben Courage“, sagte Patrick Murphy. „Ich war schon immer für Courage“, und er winkte mir zwinkernd und grinsend zu.

Als er bei Wallace Bishops Juweliergeschäft angekommen war, drehte er sich um und warf mir eine Kußhand zu.

Damit sah ich ihn zum letzten Mal, bevor sein Motorrad sich an der Ladeklappe eines Lastwagens verfangen und er unter die sechzehn Doppelreifen geworfen wurde. Das geschah in der Sandgate Road, nahe beim Nudgee College, und der Artikel in der *Courier-Mail* enthielt einen Kommentar von einem der Priester dort. Ein wenig tollkühn sei er wohl gewesen, schrieb Pater O'Shaughnessy, ein bißchen waghalsig. Aber sonst doch ein braver Junge, und im Herzensgrund auch ein guter. Dafür könne Pater O'Shaughnessy einstehen, wenn er auch nicht die Ehre gehabt habe u.s.w. Aber der Junge hatte ein Kreuzchen um den Hals getragen.

Ruhe in Frieden, Patrick Murphy, murmelte ich und machte mit dem Mangozweig ein Kreuz in die Erde.

„Was machst du da?“ fragt meine Mutter, eine liturgische Verirrung vermutend.

„Trödeln. Bloß trödeln.“ Aber wenn ich in Kirchen gewisse

NACH LANGER ABWESENHEIT

Statuen sehe – Sankt Peter, die Sünderheiligen – haben sie immer die Augen von Patrick Murphy.



Ein paar Minuten später ist meine Mutter wieder da. „Wir haben einen Anruf von Fräulein Martins Nichte in Melbourne bekommen. Erinnerst du dich an Fräulein Martin? Ihre Nichte macht sich Sorgen. Fräulein Martin nimmt den Apparat nicht ab, darum fahren wir hin.“ Aus dem Wagen rufen sie noch: „Sie wohnt immer noch in Red Hill, wir sind nicht lange weg.“

Fräulein Martin war schon alt, als ich ein Kind war. Jetzt ist sie achtundneunzig und gehört zum weiteren Familienkreis, zu den Alten, Einsamen, Gebrechlichen und Obdachlosen, die meine Eltern um sich versammelt haben. Das war schon immer so, und ich weiß längst nicht mehr, wie viele es sind: Menschen, bei denen sie nachsehen, die sie besuchen, denen sie Gesellschaft leisten, denen sie Mahlzeiten bringen. Meine Mutter schreibt Briefe für alte Damen mit durch Arthritis verkrüppelten Händen und schickt diese an weite Verwandte, die nie zu Besuch kommen. Sie hat eine lange Liste von Geburtstagen, die gefeiert werden müssen, sie bringt kleine Geschenke und Kuchen mit Kerzen.

Mitten am Nachmittag ruft sie an. „Wir sind im Krankenhaus. Wir waren gerade noch rechtzeitig da. Macht es dir was aus, dir selbst das Abendessen zu machen? Ich glaube, wir sollten bei ihr bleiben, denn sie wird sich fürchten, wenn sie wieder bei Bewußtsein ist.“

Sie halten die ganze Nacht lang Wache.

Bei Tagesanbruch weckt mich das Telefon. „Sie ist heimgegangen“, sagt meine Mutter. „Der Herr hat sie zu sich gerufen. Ein friedliches Heimgehen.“



JANETTE TURNER HOSPITAL

Am Tag nach der Beerdigung fahren mein Vater und ich zur Universität.

„Es ist nicht einfach“, sagt er, „in meinem Alter noch einen Hochschulabschluß machen zu wollen.“

Trotzdem ist er auch stolz auf dieses verrückte Vorhaben, das ich ihm eingeredet habe. Ich hielt ihn schon immer für einen verfehlten Intellektuellen, dessen Leben durch die Krise und das Evangelium verpfuscht worden war – (Seine Tanten in Adelaide haben sich von dem Kummer nie erholt. „Oh, dein Vater“, sagten sie, traurig den Kopf schüttelnd, „der wurde irreführt.“ Von der Familie meiner Mutter meinten sie. „Wenn er sich nur nicht von einer solchen ... wenn er nur zu einer *seriösen* Religion zurückkehren würde.“) – und dessen Ruhestand nun von all den Menschenleben, die Beistand und Unterstützung brauchen, gestört wird. „Es ist schwierig, die Zeit zum Studieren zu finden“, gibt er mit Bedauern zu.

Dauernd sterben Leute, oder brauchen ihn sonst.

In der Universitätsbücherei blättert er in Büchern wie ein Gläubiger, der jetzt endlich, nachdem er ein Leben lang gewartet hat, die heiligen Gegenstände berühren darf. Er streichelt die Bände mit von der Arbeit verknotteten Fingern. Aber heute gehen wir nur durch die Bücherei, auf dem Weg zu einem Treffen mit Freunden von mir zum Mittagessen in der Kantine des Lehrkörpers. Ich habe insgeheim Angst davor, aber mein Vater ist beglückt, neugierig, im Innersten geschmeichelt. Er war noch nie in einem solchen Lokal.

An dem für uns reservierten Tisch fragt der Kellner: „Rot- oder Weißwein für den Herrn?“ und mein Mut sinkt. Begrüßungen und Erinnerungen liegen in der Luft, aber ich warte auf die unvermeidliche Reaktion meines Vaters, auf eine Gebärde, die dem Megaphon vor der Commonwealth Bank entsprechen würde. Ich stähle mich innerlich, zwingt mich ruhig zu bleiben, wohl wissend, daß sowohl das mitleidige Lächeln meiner alten Freunde wie auch das zwanghafte Bedürfnis meines Vaters ein ‚Zeugnis abzulegen‘ mich wütend machen wird. Er wird zum allermindesten sein Weinglas

NACH LANGER ABWESENHEIT

umkehren, möglicherweise wird er eine milde Moralpredigt über das Trinken halten, oder vielleicht wird er dem ganzen Speisesaal den Frieden, welcher höher ist denn alle Vernunft, anbieten.

Aber er tut nichts dergleichen.

Zu meinem Erstaunen läßt er sein Glas vom Kellner mit Weißwein füllen. Er ist durch die ungewohnte Umgebung verwirrt, sage ich mir. Aber im Lauf des Essens nimmt er höflich zweimal einen Schluck aus dem Glas.

Die Großmütigkeit dieser Geste überwältigt mich. Ich muß mich zehn Minuten lang vom Tisch entfernen.



Eine Woche lang habe ich es schlaue vermieden, beim Abendessen mit meinen Eltern zusammenzusein, aber der Tag der Abrechnung ist gekommen. Wir sind alle versammelt, Brüder und Schwägerinnen und Nichten und Neffen, ein ausgelassener und herzlicher Kreis.

Jetzt ist der Tisch abgeräumt, und mein Vater hat nach der Bibel gegriffen. Es gibt eine Pause. Ich komme mir vor wie ein Gladiator, der auf die Löwen wartet, alle erwartungsvollen Gesichter sind mir zugewandt. Der Moment ist gekommen. Es ist immer der Besucher, der die Bibelstelle auswählt und liest, dann führt mein Vater das Familiengebet an.

Es sollte eine Kleinigkeit sein. Bei anderen Leuten würde ich es mit gehorsamer Höflichkeit über mich ergehen lassen.

Es wäre bei weitem kein so großes Zugeständnis wie die zwei Schluck Wein meines Vaters – das war ein schwerer Akt der Selbstverdammung.

Es wäre ein Leichtes, die Bibel zu öffnen und zu lesen. Es steht kein moralisches Prinzip im Spiel.

Trotzdem kann ich es nicht.

„Es tut mir leid“, sage ich leise und hasse mich selbst.

JANETTE TURNER HOSPITAL

Draußen umarme ich den Mangobaum und weine über die heilige Einfalt, die einen furchtbaren Schaden anrichten kann, weine, weil mir klar ist, daß sie, die theologisch Strengen, nachgiebiger sind als ich.

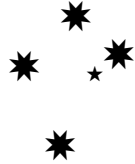
Zugleich rücke ich aus dem Bereich des Lichtkegels, der vom Haus herüberfällt, weil ich mit einem Anflug von Ärger daran denke, daß sie, wenn sie mich weinen sehen, den Heiligen Geist, der mit seinen lichtvollen Schwingen fordernd umherschwebt, wahrnehmen werden.

Ich lehne mich an die dunkle Seite des Mangobaumes und warte. Ein Flughund kreischt in den Bananen. Schadenfroh flüstert der Heilige Geist: *Siehe die Füchse, die kleinen Füchse, die den Weinberg verwüsten.* Die zerfleischten Bananen fallen nacheinander ab und plumpsen sanft ins Gras. Vom Fenster her kommen die süßen abendlichen Töne von Stimmen, die ein Kirchenlied singen. Der Flughund über mir breitet seine schwarzen drachenartigen Schwingen aus.

Übersetzt von Bettina Boss

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Vicki Viidikas



Alles unter ein Dach bringen

Zwei Monate lang hatte es mit Unterbrechungen geregnet, große Girlanden silbrigen Wassers fielen aus einem durchhangenem Himmel. Plötzlich wechselten die Tage von dickem dumpfen Sonnenlicht zu bleiernem Regen, früher Straßenbeleuchtung und feuchten Zimmern. Das war kaum ein Wetter, bei dem man sich sicher, dauerhaft, oder so ähnlich fühlen konnte. Der Himmel öffnete sich, und die Haare wurden zu nassen Spaghetti, Tinte zerrann auf Zeitungen und die Menschen husteten andauernd und schnauften in ihren Mänteln.

Es wurde langsam langweilig. War es nicht eine Periode, in der die Menschen ‚alles unter ein Dach bringen‘ sollten? Und der Regen konnte es entweder dämpfen oder gnadenlos einfrieren.

Ich fühlte mich schlechter als die meisten anderen, da ich ein Zimmer bewohnte, in dem das Wetter nachhaltig beeinträchtigte, was darin getan werden konnte. Wenn die Sonne schien, konnte ich all meine Sachen bügeln, sie vielleicht aufhängen, lange elegante Duschen nehmen, endlich dazukommen, meine Zehennägel zu schneiden, Lewis Carroll lesen, billige Flaschen Brandy trinken und von Cocktails, Yachten, Spanien und solchen Dingen phantasieren.

Aber wenn es regnet, sitze ich herum und wühle in Papieren, hantiere mit schmutzigen Klammern, und während eine Bratpfanne Wassertropfen auffängt, denke ich an Leute wie Beckett oder den guten alten Junkie Burroughs, drücke Mitesser aus meiner Nase, entdecke, daß meine Zähne anfangen zu faulen und sage mir, schau, was hast du bis jetzt getrieben, dein Leben ist eine einzige widerliche Unordnung, all diese Dramen und verzweifelten ... wohin soll

VICKI VIIDIKAS

das führen? Was denkst du, damit zu erreichen?

Ich gehe wütend herum und denke: diese Tragödien sind lächerlich. Lächerlich! In Gummistiefeln eile ich zu den Häusern meiner Freunde, platze heraus: das war die letzte Affaire, die ich mit einem Chinesen, Griechen, Motorradfahrer, Australier, oder einem verheirateten Mann hatte. Es sind nur mein Gefühlsleben, das mich durcheinander bringt! Von jetzt an nehme ich die Dinge leicht, bleibe zuhause, spiele Karten, abonniere Zeitschriften, schreibe überfällige Briefe, lebe ein ruhiges Leben.

Mein Gott, der Regen wäscht schreckliche Dinge hinter den Schränken heraus und sickert durch das Holz.

Und ich sitze da und denke natürlich über John nach, vernünftig denkend sage ich mir, daß alles, nun da wir uns getrennt haben, besser sein wird, richtig für uns beide. Keine Szenen mehr. Das nächste Mal wird es unkomplizierter sein, ich werde mich nicht mehr verlieben. Es ist gut, allein zu sein und keine Verantwortung zu haben, sich nicht darum zu sorgen, ihn wach zu halten; nicht ihre Bereiche zu betreten oder Mahlzeiten zu kochen, so wie die Herren es wünschen. Jetzt kann ich ganz egoistisch sein, mein Haar rot färben, wenn ich will, ohne mich darüber zu kümmern, ob es ihn aufregt ... sie aufregt ... ich bin ein freier Mensch.

Der verdammte Regen, ich sitze hier und denke wie ein freier Mensch, der schielt; sich bloß vormacht, daß alles in Ordnung ist, ja, okay, ich bin wieder Single, kann wieder mit Libanesen in schmierigen, schwarzen Fairlanes ausgehen ... hmm ... aber dachte ich nicht gerade, daß ich Kuchen backen werde und beschauliche Romane lese und etwas aufbaue, das man nicht so leicht wegwischen kann, das nächste Mal. Nächstes Mal? Pfff.

Inzwischen nannte ich es das normale Leben, das unter ein Dach gebrachte, beherrschte Leben. Beherrschung, dachte ich und stellte es in zwei Meter hohen Buchstaben blitzend in meinem Kopf auf.

Aber was ist so verdammt normal, in einem Morgenrock her-

ALLES UNTER EIN DACH BRINGEN

umzustolpern (mit einer Sicherheitsnadel zusammengehalten, weil die Schnur verloren gegangen war – es ist schon lange her seit ich einen trug) und dabei fast umfalle, weil ich, statt auf meinen verbrannten Toast, zu dem Mann vom Zimmer nebenan aufschaue, der mit seinen Cornflakes herumgeht, die ich hasse; einer, der ganz formell Guten Morgen sagt und ich denke, wer zum Teufel ist das, muß ich etwas darauf erwidern und was ist so verdammt Großartiges dabei?

Das normale Leben? Das stabile und unter Dach gebrachte Leben? Du redest dir ein, es ist in Ordnung, ich beherrsche mich, ich gewöhne mich wieder an das einfache, gewöhnliche Leben, an die einfachen, nicht die extremen Dinge. Ich streite und schreie nicht mehr und reiße mein Herz nicht heraus. Ich lasse mein Herz ruhen, gebe ihm einen Feiertag, was? Von jetzt an werde ich die Dinge unter Kontrolle halten, nichts Ekliges und Ausgefranstes mehr, alles muß glatt verlaufen.

Und du läßt das Wort ‚glatt‘ im Kopf zerschmelzen wie ein süßliches Karamel-Zuckerl. Puh.

Du fragst dich, ob der Mann vom Nebenzimmer auch alles unter ein Dach bringen will? Und manchmal hörst du sein Radio leise durch die Wand klingen wenn du allein im Bett liegst und denkst, das ist das Leben, so ruhig ist es. Aber umsomehr du von ihm siehst, wie er schlodderig in seinen abgetragenen Pantoffeln herumgeht, weiß du, daß er eben sein normales, sicheres Leben lebt wie immer, vernünftig, ein schlapper Mann um die fünfunddreißig.

Er kann ja nicht wissen, daß dein Leben gewöhnlich nicht so verläuft, wie jetzt. Er regt meine Phantasie an, wenn wir uns im Gang mit breitgeputzten Zahnbürsten und schmierigen Plastik-Seifendosen begegnen. Im Badezimmer stelle ich mir vor, daß ich seine Kleidung herunterreiße und ihn anschreie: darum geht's im Leben! – während ich nach seinem gummiartigen Fleisch stoße, seine Ohrläppchen abbeiße. Es sind die Haare in seinen Ohren, die mich

VICKI VIIDIKAS

maßlos ärgern, wenn wir uns beim Frühstück sehen, schweigend, unglücklich, riesige Abgründe und Brotkrumen zwischen uns.

Es wird mir klar, daß keine Gefahr besteht, mich auf ihn einzulassen. Er ist so darauf versessen, normal zu sein, daß er wahrscheinlich einmal bei einer Umarmung an Herzklopfen sterben wird. Ich plane eine heiße Liebesnacht in meinem Lehrgang des ‚Darüber hinwegkommens‘, während ich seine haarigen Ohren betrachte und seine vollen Backen, die Cornflakes kauen.

Was auch immer geschehen mag, es ist alles Teil meiner Absicht, vernünftig und gesund zu denken und wegen John nicht länger betrübt zu sein. Sagen die Leute nicht immer, das beste Mittel nach einer Ehe oder Trennung sei eine kurze Affaire? Trotzdem möchte ich nicht gerade jetzt Libanesen in großen verschwitzten Autos in Erwägung ziehen.

Immer noch stürzt Regen vom Himmel und ich habe es äußerst schwer, mich mit Regenschirm und einer Schachtel Lebensmittel durch die Pringle Street zu kämpfen. Man muß essen, denke ich positiv, als der Wind um meine Fersen pfeift. Und ich denke an John und auch, daß er früher immer mit dem Auto die Einkäufe erledigt hat.

Gerade, als mein Regenschirm umgestülpt wird und wie eine abgebrochene Tulpe wegsegelt, hält ein Wagen an und jemand bietet sich an, mich nachhause zu fahren. Nach meinem nassen Haar greifend und versucht, abenteuerlich zu sein, steige ich ein, aber der Fahrer ist fett, Grieche, und ein mit Farbflecken bedeckter Malermeister, der mich gutmütig mit leeren Augen ansieht. Schweigend fährt er mich nachhause, nur ab und zu sagt er etwas in gebrochenem Englisch, beim Aussteigen bedanke ich mich überschwenglich, wünschend, es wäre jemand anderer gewesen.

Was immer auch der Grund sein mag, dieses vernünftige Leben bringt mich auf den Hund. Freunde, die in bequemen Terrassenhäusern wohnen, verheiratet sind und Liebhaber haben, volle

ALLES UNTER EIN DACH BRINGEN

Kühlschränke und dicke Plastikbeutel mit Marihuana, sind verständnisvoll. Ich habe nicht einmal einen einzigen Joint hinten im Zimmer, aber sie können sich in meine Situation einfühlen, waren sie doch selbst darin, '65, '71, oder noch vor sechs Monaten.

Sie versichern mir, daß wir da alle durchmüssen – durch diese selbstkritische Phase des Lebens. Was auch immer passiert, sagen sie, du bist ohne John noch besser dran. Ich muß zugeben, daß zwischen uns nichts in Ordnung war und sicherlich schmeicheln sie mir, wenn sie andeuten, daß ich so eine schlechte Beziehung nicht wieder haben will?

Babies, Straßen ohne Bestimmung, Gesichter, Wecker, die jeden Morgen zur selben Zeit klingeln, leere Kaffeetassen, Münzreinigung, Leute, die Kinder bekommen, aufs Land ziehen, auf Parties gehen oder in ihren Lehnstühlen sitzen und fernsehen, glückliche Faulenzer. Paare ziehen sich zurück und schmieden dramatische Pläne für die Zukunft. Andere beginnen, Blutreinigungstee zu trinken, um ihre Haut von Unreinheiten zu säubern. Es wird über Umweltverschmutzung geredet und von Ausschüssen gegen den Lärm. Zwei meiner Freunde wurden Vegetarier und attackieren mich, wenn ich mir einen Hamburger kaufe. Man spricht von Aggression und was wir Überlebenden dagegen tun können. Der Ausdruck ‚Erfolg haben‘ scheint andauernd in meinem und anderen Köpfen zu sein.

Oh Welt mit deinen tausend Bühnen.

Ruby und ich wagen es, an einem schmierigen Samstag Abend auszugehen (auch sie ist alleinstehend). Die dicke Luft der Stadt schlägt uns ins Gesicht – Autoabgase, Fish and Chips, der Geruch schmutziger Schuhe steigt in unsere Nasen. Die Straßen sind voll von Betrunkenen, Perversen, öffentlichen Toiletten und Minderjährigen. Ich überlege, was John jetzt macht und was er denken würde, könnte er sehen, was ich jetzt unternehme.

Es scheint Jahre her zu sein, daß ich Samstag Abend mit einer

VICKI VIIDIKAS

anderen Frau ausgegangen bin und ich sage zu Ruby, daß wir wie zwei Huren aussehen, die auf Aufriß sind; sie lacht und sagt: Haben John und ich nicht jeden Samstag Abend gestritten?

So oder so, nach Drinks, Busfahrten, Seitenblicken, Hupen und Anmache aus dunklen Chevrolets, landeten wir auf einer Party. Der Ort war überfüllt mit besoffenen oder eingerauchten Menschen, Mädchen in Stöckelschuhen mit roten, habgierigen Mündern und lasterhaften Fingernägeln, Typen in Sweatshirts mit Peace-Zeichen, beschlagenen Gürteln und kubanischen Absätzen.

Wir rauchten, tranken, verbrannten unsere Lippen und führten sinnlose Gespräche. Stunden später in den Slums von Redfern sagte ich mir selber, das ist das Leben, das ist, worauf du aus bist, halte dich vernünftig. Immer noch besser, als mit einem besitzüchtigen Verrückten zu leben, mit dem du jeden Samstag Abend streitest, versuchst, erfolgreich zu sein und vorhersehbare Wochenenden verbringst.

Ruby lachte irgendwo in einem Zimmer und Joints wurden herumgereicht. Durch eine gebrochene Glasscheibe sah ich einen Halbmond vor dem dunklen Gesichts des Himmels reiten. Nachdem ich mir einen Weg über leere Dosen, nach Urin riechende Zeitungen und Katzen gesucht hatte, stand ich in einem Hinterhof von vielleicht zwei Metern Länge mit einer stinkenden Toilette am Ende. Der Mond schien kalt und entfernt, und ich dachte, scheiße, du bist verrückt, du hast doch Spaß, oder? Was willst du überhaupt?

Durch das Fenster dröhnte ‚With the Memphis blues again‘ und ich ging zurück ins Haus.

Ruby saß krumm auf einer orangefarbenen Kiste und hörte zu, wie die Typen über die Dope-Szene, Freak-outs und Magic Mushrooms redeten. Tony war vielleicht achtzehn, war schon einmal eingesperrt gewesen und lebte von der Arbeitslosenunterstützung. Das Haus war schmutzig, die Wände schwarz bemalt und mit zer-

ALLES UNTER EIN DACH BRINGEN

rissenen Posters behängt. Die in diesem Sumpf wohnten, fanden es toll, da sie aus der Mittelklasse stammten.

Selbstverständlich landete ich im zerknitterten Bett Tonys im Untergeschoß. Wir zogen uns langsam wie Nachtwandler aus und ich versuchte mir einzureden, überhaupt nicht nervös zu sein, es war ganz logisch, daß ich mich ein wenig sonderbar fühlen würde, war er doch der erste Mann nach John und all das, es war nicht vertraut, er war ein Fremder.

Tony war mager und blaß und tauchte unter die Bettdecke, bevor ich ihn wirklich bemerkte. So legte ich mich einfach zu ihm und streichelte ihn und wir sahen uns gespannt an, ich hielt ihn zurück, beruhigte ihn, es wäre verrückt gewesen, ungeduldig zu sein.

Wir rollten herum im Bett dieses schäbigen, schmutzigen Untergeschosses. Du wirst Rheumatismus bekommen, wenn du in so einem feuchten Zimmer wohnst, sagte ich. Es ist cool, erwiderte er, und John entglitt mir und schmolz gleichsam auf der engen Matratze dahin. In diesem Untergeschoß, das so schwarz war, wie ein Strumpfloch, war nichts mehr, das gesagt werden mußte. Wir teilten eine klebrige Zigarette und er schlief daraufhin fast sofort ein.

Ich lag da und dachte Dinge wie: es war gar nicht so schwer, gib es doch zu, es war verdammt gut, manchmal bist du ein Miesmacher, alleine zu leben ist doch ganz in Ordnung. Und ich gratulierte mir ... wofür? Diese Schmales-Bett-und-eine-Tasse-Kaffee-Wirklichkeit, dieses freie Leben, keine Verantwortung ...

Kurz vor Morgengrauen zog ich mich an und verließ das Haus, damit Tony sich keine Kopfzerbrechen zu machen hatte, wer wir sind, wenn er morgens aufwacht. Ein Gässchen hinuntergehend, glaubte ich, alles unter ein Dach gebracht zu haben. Okay. Die Sonne ging auf, Straßen führten in andere Straßen.

Übersetzt von Rudi Krausmann

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Patrick White



Fräulein Slattery und ihr dämonischer Liebhaber

Er stand an der Tür und hielt sie gerade einen Spalt breit auf. Auch eine Kette dran.

„Hier“, sagte sie, „ist die Besser Verkauften Ges.m.b.H.“ Blätterte eine Seite um. „Marktforschung“, erklärte sie. „Wir möchten Sie bitten uns zu helfen und hoffen, indirekt Ihnen zu helfen.“

Sie befeuchtete ihre Lippen, was eine Drohung zu einem ethischen Kompromiß erweichte, eine Technik, die bis zu dem Punkt erweitert worden war, daß sie fast jeden überzeugte. Nur für sie selbst sprang die Blockseite weiterhin lästig und leer in die Augen.

Oh je, nur keine Schwierigkeiten, hätte sie am liebsten dem alten Individuum aus Europa gesagt, dessen Nachmittagsschlaf sie ruiniert hatte.

„Was wollän Sie?“, fragte er.

„Ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen stellen“, sagte sie.

Sie konnte sehr viel Geduld haben, wenn man sie bezahlte.

„Fragän?“

Würde er die Tür zumachen?

„Nicht Ihnen. Nicht unbedingt. Der Hausfrau.“

Sie schaute die Straße hinab, eine gute, an deren Ende die Mittags-sonne darauf wartete, ihr mit einem Schlag zu begegnen.

„Hausfrau?“

Zumindest machte er die Kette los.

„Nhein! Nhein! Nhein!“

Zumindest würde er ihr einen Blick gönnen.

„Keine Dame des Hauses?“, fragte sie, „irgendwelcher Art?“

FRÄULEIN SLATTERY

„Nhein! Nhiemals! Nhein! Ich würde nhiemals irgendeinä als permanent zu beschreibendä Frau haltän.“

„Das ist sehr offen“, antwortete sie. „Sie mögen sie nicht.“ Ihre Stöckelschuhe schmerzten.

„Ach, ich *mag* schon! Und *wie* ich mag! Das ist der Grund!“

„Können wir zur Sache kommen?“, sagte sie, indem sie auf ihren leeren Schreibblock sah. „Da keine Dame vorhanden ist, bevorzugen Sie Perlweiß? Stärke für die Wäsche. Nein. Schnell und Cremig Frühstücksfreude? Also“, sagte sie, „das ist eine Sorte Haferbrei, der keine Klumpen bildet.“

„Was ist Hafärbrei?“

„Das ist etwas, was die Schotten erfunden haben. Es ist, ja, eben Haferbrei, Herr Tibor.“

„Szabo.“

„An der Klingel steht Tibor.“

„Ich bin Ungar“, sagte er. „In Uungarn stehen die Namen verkehrt rum. Szabo Tibor. Sie verstehen?“

Er konnte nicht zu viel von sich einsetzen, so als ob es notwendig wäre, alles derartiges mit leidenschaftlichem körperlichem Nachdruck zu erklären. „Ja“, sagte sie. „Ich verstehe. Jetzt.“

Er hatte diese kurzen aber weißen Zähne. So sehr alt war er nicht; er hatte eben jene Stufe erreicht, wo das Alter elastisch wird. Seine Schuhe hätten ihn einen ganzen Wochenlohn kosten können. Überhaupt, insgesamt war er so etwas wie Wildleder, braunes Wildleder, reichte kaum bis zu ihrer Schulter. Und Hüften hatte er, Hüften!

Aber der Flur hinter ihm sah reizend aus, schwarzweiß.

„Vinylplatten?“ Mit der Fußspitze deutend. „Oder Linoleum?“ Schließlich war sie geschäftlich tätig. „Was? Hoh! Nhein! Das ist alläs von Marmor.“

„Wie in einer Bank!“

„Ja.“

„Nanu! Wo haben Sie das alles gefunden?“

PATRICK WHITE

„Ich habe gebracht. Oh ja. Ich bringä alläs. Hier gibt es nichts. Nichts.“

„Aber nun hören Sie, Herr Tibor – Szabo – wir Australier sind doch nicht ganz so unzivilisiert. Nicht im Jahre 1961.“

„Zivilisiert! Ich werde Ihnen lernen, was ist zivilisiert!“

Sie hatte nie sehr intensiv an die Vorteile des Wissens geglaubt, so daß es nun lächerlich war, sich nun durch die Marmorhallen des Tibor-Szabo-Tibor spazierend zu finden. Aber so angenehm kühl. Als sie die Tür ins Schloß fallen hörte, fielen ihr die Frauen ein, die sie in Stücke sägten und bei der Gepäckabgabe an Bahnhöfen hinterließen, oder in Hinterhöfen begruben oder einfach in den Hafen warfen.

Da war er auch. Denn Szabo Tibor hatte eine Aussicht gekauft. Obwohl das Wasser zu dieser Stunde vielleicht aus Zink hätte ausgeschnitten sein können, oder aus Aluminium, das schärfer ist.

„Gut haben Sie es hier“, sagte sie.

Es war eine Lage, an die sie oft gedacht hatte, in der sie sich aber nie so ganz befunden hatte, und das Befremdliche an dieser Lage machte sie träge, sie spielte eine Rolle, die sie andere hatte spielen sehen, überlebensgroß.

„Alläs was ich habä *muß* sein erstklassig“, erklärte Szabo Tibor. „Wie heißen Sie, bitte?“

„Oh“, sagte sie. „Slattery. Fräulein Slattery.“

„Das ist zu viel. Welcher kleiner Name bitte?“

Fräulein Slattery sah traurig aus.

„Nur ungern sage ich es Ihnen“, sagte sie, „getauft wurde ich Dimity. Aber meine Freunde“, fügte sie hinzu, „nennen mich Pete.“

„Was ist schlimmer? Was ist das für ein Name? Pete!“

„Er ist schon besser, als wenn ich mit Dimity als Anhängsel durchs Leben gehen würde.“

„Ich werde Sie gar nichts nennen“, verkündete Szabo Tibor.

Fräulein Slattery ging im Zimmern eines anderen umher, mit langen, unwahrscheinlichen Schritten, aber sie fühlte sich daraufhin

FRÄULEIN SLATTERY

besser. Die Teppiche waren so einfach, und so sehr weiß, daß ihr auffiel, daß sie ihr Kostüm nicht in die Reinigung gebracht hatte.

„Ein Name ist nicht notwendig“, sagte Szabo Tibor gerade. „Legen Sie doch bitte Ihren Hut ab; auch er ist nicht notwendig.“

Fräulein Slattery tat, wie ihr geboten wurde.

„Ich bin gar nicht der Typ für einen Hut, wissen Sie. Wir müssen sie aus Geschäftsgründen tragen.“

Sie schüttelte ihr Haar zurecht; zur Farbe hatte die Flasche beigetragen, nicht gerade mit hundertprozentigem Erfolg, obwohl es ihr in einem gewissen Licht eine eigene Note gab, wie sie hoffte: goldbrauner, leuchtender, hell und dunkel durcheinander. Dann war da noch die Extralocke, die sie dazu brachte, genau so zu hängen, wie sie wollte.

Ein australisches Mädchen, sah er. Wieder ein australisches Mädchen.

Ach je, er war wohl älter als sie vermutet hatte. Aber knuddelig. Von Natur aus war sie liebevoll. Sie wollte nur kichern. Über diesen alten Teddybären in Wildleder.

Szabo Tibor sagte:

„Setzän!“

„Komisch“, sagte sie, indem sie ihre Hände in die Tiefen des Stuhlpolsters gleiten ließ, eine Gewohnheit, die sie sich schon längst abgewöhnen wollte, „ich habe noch nie das Geschäft mit dem Vergnügen verbunden.“

Aber Szabo Tibor hatte etwas sehr Kleines und Süßes gebracht, das ihr zwei feurige Drähte aus der Kehle und die Nase entlang führte.

„Es ist gut. Nhein?“

„Das weiß ich nicht gerade“ – sie mußte husten – Herr Szabo. Wirksam ist es aber!“

„In Australien“, sagte Herr Szabo, und jetzt war er auf den Knien, „nennen mich die Leute Tibby.“

„Na! Haben Sie aber einen Sinn für Humor!“

PATRICK WHITE

„Ja! Ja!“ sagte er und lächelte. „Witz!“

Wenn die Männer anfangen zu knien, wollte sie mehr denn je kichern.

Aber Tibby Szabo wurde ernster.

„In Australien“, sagte er, „kein Witz. Nhein! Nhiergends!“

Er winkte ihr mit dem Zeigefinger. So daß er sie faszinierte. Für einen Finger war er so rundlich, bananenfarbig, mit feinen schwarzen Haaren.

„Verstehen Sie?“

„Oh ja, ich verstehe schon. Ich bin nichts.“

Es gefiel ihr auch.

„Was ist es dann?“, fragte Tibby Szabo, der seinen Finger betrachtete.

„Ich bin immer überrascht“, antwortete sie, „wie wichtig es ist, wie sich etwas anfühlt.“

„Sind Sie intellektuelles Mädchen?“

„Mein Gehirn“, sagte sie und überschlug noch einmal ihre Beine, „verwandelte sich in der Pubertät in einen Fondant. Ist das nicht deliziös?“

„Was ist Fondant?“

„Ach du liebe Zeit“, sagte sie, „Sie wollen auch alles wissen. Gibt es nichts, was Sie einfach akzeptieren?“

Sie ließ die Locke hängen, denn dieser alte Typ wollte nicht aufhören vor dem Stuhl zu knien. Doch nicht so sehr alt. Die kleinen Abstände zwischen seinen weißen Zähnen machten, daß er irgendwie wehrlos aussah.

Dann nahm Tibby Szabo ihren Arm, so, als ob er nicht ihr gehörte. Das Ganze war ziemlich seltsam, aber nicht so seltsam wie es hätte sein sollen. Er nahm ihren Arm, so als ob er beispielsweise ein Maiskolben gewesen wäre. Als ob er an einem Maiskolben gekaut hätte. Sie wollte kichern und sie kicherte. Wenn Mutti und Wendy es gesehen hätten! Die hätten richtig gelacht.

„Sie haben aber die komischste Art“, sagte sie, „Tib.“

FRÄULEIN SLATTERY

Während Tibby an ihrem Arm weitermachte, auf und ab.

Als er sich an ihre Schulter machte, sagte sie:

„Aufhörn! Für was halten Sie mich denn eigentlich?“

Er hatte genug gehört um einen Kurswechsel vorzunehmen.

Wenn ein Mann einem den Kopf in den Schoß legt, hatte man immer irgendwie das Gefühl, der Kopf wolle sich täuschen – er sah so distanziert aus, so unwahrscheinlich, so lächerlich.

Dann schaltete er seine Augen ein, als ob er wüßte: hier ist jemand, der immer auf Augen reinfällt. Ach Gott, nichts wirkt tiefer als die Augen. Sie war verloren.

„Ach Gott“, sagte sie, „ich bin doch gar nicht so eine!“

Sie war überhaupt nicht so eine, wie sie dachte. Jetzt erfuhr sie: Sie war eine Trampolinkönigin. Sie war eine riesige taumelnde Spinne. Sie war eine Gummipuppe.

„Ihr australische Mädchän seid ohne Temperamänt“, beschwerte sich Tibby Szabo. „Ihr seid nichts als Kichern und Schwatzen. Leidenschaft ist nicht zum Widerstehen.“

„Ich habe mir alle Knochen im ganzen Körper fast gebrochen, indem ich eben nicht widerstanden habe“, mußte Fräulein Slattery protestieren.

Ihr Körper, der oben weiterschwangte.

„Wo gibt's denn schon so ein Glasdach!“

„Jede Mänge Glasdach. Das ist zum Sehen.“

„Tibby“, fragte sie, „das ist doch nicht etwa – Nerz?“

„Ja! Doch! Närz-Betten sind guut für den Körper.“

„Kann man wohl sagen“, sagte sie.

Sie war so entspannt. Sie war halbtot. Als es möglich war, einen Arm zu heben, nahmen die langen seidenen Schauer Besitz von ihrer Haut, und sie wußte, daß der Südwind gekommen war, über das Wasser, durchs Fenster hinein, das gab ihr eine Gänsehaut.

„Wir werden uns noch erkälten“, warnte sie und hustete.

„Äs ist gut.“

PATRICK WHITE

„Es freut mich zu wissen, daß etwas gut ist“, sagte sie und setzte sich aufrecht, was die Komposition im Glasdach zerstörte. „Das hier ist alles gut und schön, aber wirst du mich dich lieben lassen?“

Sie drehte sich ihm zu. Diesem dicken und haarigen Mann.

„Liebän? Was meinst du genau?“

„Oh Tibby“, sagte sie.

Wieder fixierte er sie mit den Augen, jetzt waren sie ohne Feuer, aber auch schlummernd bewirkten sie noch, daß sie sterben wollte. Oder schenken. Oder war es möglich zu schenken und zu leben?

„Schlaf jetzt“, befahl er.

„Ach Tibby!“

Sie ließ sich zurückfallen, schlaff, winselnd, döste aber doch. Einmal sah sie zur Seite, auf seine Totenmaske. Sie sah auch auf die Glasdecke. Das war den grauenvollen Fotos nicht unähnlich, die sie immer zu vermeiden versucht hatte, in den Zeitungen, nach dem Krieg.

Es war unglaublich, aber das war es jedes Mal gewesen.

Bis Fräulein Slattery endlich wieder auf die Straße trat, den Hut in der Hand, hatte der Abend die gute Adresse mit dem weicheren Licht reifer Birnen überflutet. Sie stapfte hindurch, geneigt, gestelzt, zögernd. Ihr Nacken war entsetzlich steif.

Danach gab es die Vorsorgliche, denn sie blieb nicht bei der Besser Verkauften Ges.m.b.H.; man teilte ihr mit, daß man auf ihre Dienste verzichtete. Was war es, fragte man sie, das sie nun so unzuverlässig machte? Sie sagte, sie sei etwas zerstreut.

Unter den Umständen konnte sie von Glück reden, daß sie bei der Vorsorglichen eine Stelle fand. Dort freundete sie sich auch mit Phyllis Wimble an.

„Ein Ungar“, sagte Phyllis, „ich habe nie einen Ungarn kennengelernt. Manchmal denke ich, ich würde mich durch alle Na-

FRÄULEIN SLATTERY

tionalitäten durcharbeiten, wie eine Bekannte, die sich entschlossen hatte, durch alle Religionen zu gehen. Aber bei den Okkultisten hat sie es dann aufgegeben.“

„Wieso?“

„Sie hatte einfach Angst. Die haben einen Mann lebendig begraben, an einem Samstag Nachmittag, in Balmoral drüben.“

Als der alte Huthnance aus seinem Büro kam.

„Fräulein Slattery“, fragte er, „wo ist die Dewhurst-Polizze?“

Er war eigentlich recht süß.

„Ach ja“, sagte Fräulein Slattery, „ich überprüfte sie gerade.“

„Was gibt es da zu überprüfen?“, fragte Huthnance.

„Na ja“, sagte Fräulein Slattery.

Und Huthnance lächelte. Er war noch in der Phase, wo er lächelte.

Die Donnerstag Abende behielt Fräulein Slattery für Tibby Szabo. Sie ging auch Samstags dahin, blieb meistens bis zum Sonntag, dann frühstückten sie auf kontinentale Art.

Es kam ein Samstag, an dem Fräulein Slattery sich entschlossen hatte, Tibby Szabo eine besondere Freude zu machen. Das häusliche Leben erhob sie immer auf ihren Absätzen; sie war voller Geheimnisse und kleinen Angewohnheiten.

Als Tibby fragte:

„Was ist denn das?“

„Was ist denn was?“

„Der Gestank! Jener blaue *Rauch*, den du in meiner Kochgelegenheit machst. Was bereitest du vor?“

„Das ist ein Braten“, antwortete Fräulein Slattery. „Lammkeule mit Kürbis und zwei weiteren Gemüsesorten.“

„Lamm?“, rief Tibby Szabo. „Lamm! Es stinkt. Niemals in Budapest hat Lamm auch nur irgendeinä Schwellä überquert.“

Während er den Ofen öffnete und die Keule in den Hafen warf.

Fräulein Slattery weinte dann, oder saß vielmehr und machte ein Knäuel aus ihrem Taschentuch.

PATRICK WHITE

Tibby Szabo bereitete sich einen kleinen Imbiß vor. Er hatte Paprikawurst, eine kalte Hühnerbrust mit Paprika, Paprika in Öl, Paprika in Weichkäse und zum Schluß, so vermutete sie, Paprika.

„Iß!“, riet er.

„Ich würde am kleinsten Krümchen ersticken.“

„Du weinst doch nicht etwa?“, fragte er durch einige Paprikaresten.

„Ich dachte nach“, antwortete sie.

„Ach so! *Dach-test* nach!“

Nachher liebten sie sich, und da sie schon die Liebe gewählt hatte, umging sie sie mit trauriger Hingabe, auf der Nerzdecke, unter dem Glashimmel.

Gewiß, einmal setzte sich sie aufrecht und sagte:

„Es ist alles so *fleischlich!*“

„Du benutzt immer so intellektuellä Wörtär.“

Er hatte Paprikahuhn zwischen den Zähnen.

Dann war da auch noch das Telefon, mit dem sich Fräulein Slattery abfinden mußte.

„Igen! *Igen!* IGEN!“, pflegte Tibby Szabo zu schreien und dann den Hörer niederzucknallen, das Gespräch mit einem Unbekannten abschneidend.

„Das ganze Iggy-Zeug!“, sagte sie.

Es fing an, ihr auf die Nerven zu gehen.

„Verdammte Idioten!“, beschwerte sich Tibby Szabo.

„Wie verdienst du eigentlich dein Geld, Tib?“, fragte Fräulein Slattery, während sie in der Nerzdecke herumzupfte.

„Ich bin Uungar“, sagte er. „Es kommt über’s Tälefon zu mir.“

Darauf verkündete Szabo Tibor, daß er sich gerade auf den Weg mache, mehrere Gebäude zu inspizieren, die er in verschiedenen Gegenden der Stadt besaß.

Er hatte ihr zumindest einen Schlüssel gegeben, damit sie kommen und gehen konnte.

„Und du hast Schlüssel anfertigen lassen“, fragte sie, „für all die anderen Frauen, für Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag,

FRÄULEIN SLATTERY

in allen diesen anderen Wohnungen?“

Wie er lachte.

„Endlich ein richtiger Witz! Ein australischer Witz!“, sagte er im Gehen.

Es schien als ob überhaupt keine Zeit vergangen war, bevor er wieder zurück war.

„Was“, sagte er, „du bist noch da?“

„Ich bin ein passiver Typ“, antwortete sie.

In der Tat war sie so passiv, daß sie in ihrem Fleische unter dem gläsernen Gewissen der Zimmerdecke fast erstarrt war. Obwohl ein milder Abend beruhigend herbeikam, zitterte sie wegen mehr als ihrer Nacktheit. Als sie den Kopf aus dem Fenster steckte, glänzten da die Rheinkiesel von Sydney am Hals der Dunkelheit. Aber es war eine Herrlichkeit, die, wie sie sah, sich nur auflösen konnte.

„Ihr australischän Mädchen“, bemerkte Tibby Szabo, „wenn ihr nicht kichert, weint ihr alle.“

„Ja“, sagte sie, „ich weiß“, sagte sie, „das macht alles schwer. Australisch zu sein.“

Und als er ihr einen Kuß wie ein Bonbon in Aktion in den Mund gab, war sie weniger denn je fähig, sich zu beherrschen.

Sie fuhren in Tibbys Jaguar herum. Denn natürlich hatte Tibby einen Jaguar.

„Laß uns nach Manly fahren“, sagte sie. „Ich muß jetzt den Pazifischen Ozean sehen.“

Tibby fuhr, manchmal in kurzen angeekelten Ausbrüchen, manchmal in langen, schönen Demonstrationen von Geschwindigkeit oder in eleganten Kurven, daß man ohnmächtig werden konnte. Wie er Auto fuhr war ein Ausdruck von Tibby Szabo selbst. Er trug den kleinen zigarrenfarbenen Hut.

„Natürlich“, sagte Fräulein Slattery durch ihr Haar, „kenne ich dich gut genug um zu wissen, daß Manly nicht Balaton ist.“

PATRICK WHITE

„Der Balaton?“

Tibby ließ den Wagen einen Zebrastreifen überspringen.

„Was weißt du vom Balaton?“

„Ich bin in die Schule gegangen“, sagte sie. Ich habe es auf der Karte gesehen. Auf irgendetwas mußte man ja schauen. Und da war es. Ein Loch mitten in Ungarn.“

Sie konnte sich an seinen Händen nie sattsehen. Während er fuhr, wurden die weichen überredenden Handflächen weiß.

Als sie später bequem angehalten hatten, unter den Geräuschen des Meeres und der Pinien, und eine Tüte Garnelen gekauft hatten und die garnelenfarbigen Menschen vorbeiplatschten, mußte Tibby Szabo fragen:

„Willst du mich ätwa mit all diesen Fragen über den Balaton ausspionierän?“

„All diese Fragen? Einmal habe ich ihn erwähnt!“

Garnelenschalen klimperten, als sie auf das Pflaster fielen.

„Ich würde keine einzige Schublade aufmachen, nicht einmal, wenn ich den Schlüssel hätte. Nur auf ein einziges Geheimnis“, sagte sie, „hätte ich gerne die Antwort.“

„Aber der Balaton!“

„So blau. Einfach blauer als alles, was wir haben“, sagte sie.

Die mit Sand bestreuten Menschen liefen auf und ab. Ihre Fußsohlen waren dagegen abgehärtet.

Tibby Szabo spuckte auf das Pflaster. Es dampfte.

„Es ist nicht fein“, sagte sie, „wenn man spuckt.“

Ihre Fingerspitzen schmeckten nach den salzig-süßen Garnelen. Die glasige Brandung, die sich auf dem Sande auskräuselte, hätte sich vielleicht ein wenig höher recken und sie verschlingen können, wäre sie nicht schon von tieferen, glasigeren Höhlen verschlungen worden.

„Was ist diesäs Gäheimnis?“, fragte Tibby.

„Oh!“

Sie mußte lachen.

FRÄULEIN SLATTERY

„Wir sind es“, sagte sie, „Was ist das alles, wenn man es zusammenrechnet?“

„Was das alles ist? Ich schenke dir verdammt viel Vergnügen. Ich zahl den Strom und das Gas. Ich sage dir, wo du an verbilligte Kleider kommst. Du hast es alles recht gut organisiert?“

Plötzlich klebten Fräulein Slattery zu viele Garnelenschalen an den Fingern.

„Das ist es nicht, was ich meine“, würgte sie hervor. „Wenn man jemanden liebt, meine ich. Ich meine, es ist schwer auszu-drücken. Wenn man seinen Kopf in den Gasofen stecken könnte und verdammt egal wer die Rechnung zahlt.“

Weil sie keine Worte hatte, holte sie ihren Lippenstift hervor und begann ihren Mund zu traktieren.

Damen schauten nun in das teure Auto hinein. Ihre gläsernen Augen trugen den Ausdruck der Überraschung.

„Liebän!“ Tibby Szabo lachte. „Liebä ist mit der Seelä!“ Dann wurde er sehr böse; er fuchtelte so stark mit der Hand, als wollte er sie wegwerfen. „Wahs wissen sie von der Liebä?“, schrie er. „Hier ist nichts als Steak und Leibär!“

Dann sahen sie in einander, jeder mit einem Ausdruck, der andeutete, daß sie eine eben gemachte Entdeckung vielleicht nicht überbieten könnten.

Fräulein Slattery warf die Papiertüte beinah in den städtischen Abfallkorb.

„Ich habe Durst“, beschwerte sich Tibby.

In der Tat, Salz hatte sich in seinen Mundwinkeln festgesetzt. Wollte er es wirklich wagen, noch mehr von dem Bodensatz zu trinken?

„Dieser Pazifische Ozean“, sagte, oder vielmehr rief Fräulein Slattery, „ist immer das gleiche. Fahr uns nach Hause, Tibby“, sagte sie, „und liebe mich.“

Während er die Handbremse losmachte, gingen die garnelenfarbenen Körper weiter auf und ab auf dem Asphaltpflaster, ohne

PATRICK WHITE

jede Rücksicht.

„Hör mal“, sagte Fräulein Slattery, „eine Freundin von Phyllis Wimble mit dem Namen Apple gibt ein Fest in Woolloomooloo. Samstag Abend, sagte Phyllis. Es wird ein Künstlerfest.“

Szabo Tibor zog seine Unterlippe nach unten.

„Australisch-künstlerisch-provinziell. Äs gibt nichts schlimmeräs als künstlerisch-provinziell.“

„Versuch es doch und dann können wir ja sehen“, riet Fräulein Slattery, und fügte bitter hinzu: „Vieles ist ja nur aus Versehen entdeckt worden.“

„Und was ist diese Äppel?“

„Sie ist Autogenschweißerin.“

„Eine Frau? Was schweißt sie denn?“

„Weiß nicht. Objekte und so. Apple ist Künstlerin.“

Apple war ein großes Mädchen mit aufgebautem Haar und einer extravaganten Brille. Am Abend des Festes waren die meisten ihrer Objekte entfernt worden, alle außer einem, das sie ihre bedeutendste Arbeit nannte.

„Das ist *Die Hypotenuse der Angst*“, erklärte sie. „Sie wird als sehr kraftvoll eingeschätzt.“

Und lächelte.

„Wollt ihr Rotwein?“, fragte Apple. „Oder vielleicht zieht ihr Whisky oder Gin vor. Das hängt davon ab, wer was mitbringt.“

Apples Party kam in Schwung. Ein altes Haus, ein großes Zimmer, das in viele Richtungen lief, die Wände voller schöner Behänge.

„Fast jeder hier“, vertraute Phyllis ihnen an, „macht etwas.“

„Was hast du da mitgebracht, Phyl?“, fragte Fräulein Slattery.

„Er ist Viehzüchter“, sagte Phyllis, „eine Krankenschwester, die ich kenne, hatte ihn satt.“

„Er ist ja ganz Körper“, sagte Fräulein Slattery, nun, da sie es erfahren hatte.

„Was willst du mehr?“

Diejenigen, die eine hatten, stimmten ihre Gitarren.

FRÄULEIN SLATTERY

„Die spielen spanische Gitarren“, erläuterte Phyllis, „und das sind die englischen Teddy Boys von irgendeinem großen Schiff. Die sind bloß die Stimmung. Die Freunde von Apple sind diejenigen, die hier etwas machen.“

„Sieht ein bißchen aus, wie ...“, sagte der Viehzüchter voller Andeutungen.

Phyllis sagte ihm, er solle still sein.

„Du haßt das Ganze, Tib“, sagte sie.

Tibby Szabo zog seine Lippe nach unten.

„Ich werdä mich besaufen. Mit Äppels Gesöff.“

Sie sah, daß es seinen Zähnen ein ganz klein wenig an Kalk mangelte. Sie sah, daß er ein kleiner dicker, schwarzer Mann war, den sie geliebt hatte, und immer noch liebte. Aus Gewohnheit. Wie wenn man an den Fingernägeln kaut.

Ich muß es mir abgewöhnen, sagte sie. Aber das tat man irgendwie nicht, aufhören die Fingernägel zu kauen, bis man darauf vergessen hatte; dann war alles vorbei.

Das Tanzen hatte begonnen, und bald auch das Küssen. Die Akkorde der Gitarren zerbrachen das Licht in Splitter. Das Schlürfen am Rotwein färbte die Witze rot. Die Teddy Boys tanzten. Der Viehzüchter tanzte die spanischen Tänze. Seine Stiefel mit den Gummiseiten waren so echt. Apple fiel auf den Hintern.

Nicht alle, noch nicht, hatten entdeckt, daß Tibby Szabo ein kleiner, dicker, schwarzer Mann war mit zackigen Zähnen wie ein Haifisch. Ein Mädchen namens Felicia kam und setzte sich auf Tibbys Schoß. Obwohl er die Knie öffnete und sie daraufhin verschwand, hätte es Fräulein Slattery vielleicht nichts ausgemacht, wenn Felicia geblieben wäre.

„Man sagt“, flüsterte Phyllis Wimble, „daß sie alle verdammt komisch sind.“

„Weißt du immer noch nicht“, sagte Fräulein Slattery, „daß alle immer merkwürdig sind?“

Aber Phyllis Wimble konnte auch gereizt werden.

PATRICK WHITE

„Alle, vermuten wir, mit Ausnahme von Tibby Szabo.“

Darauf lachte und lachte Fräulein Slattery.

„Tibby Szabo“, lachte sie, „ist ungefähr das Komischste, was mir begegnet ist.“

„Was ist das?“, fragte Tibby.

„Gar nichts, Liebling“, antwortete Fräulein Slattery. „Ich liebe dich von ganzem Körper, und nie mit der Seele.“

Es sei alles so *mouvementé*, sagte ein Freund Apples.

Der Viehzüchter tanzte. Er tanzte die spanischen Tänze. Er tanzte barhaupt, und mit seinem lesbischen Hut. Er tanzte in seinem Hemd und später auch ohne.

„Man sagt“, flüsterte Phyllis Wimble, „daß zwei Männer sich zusammen in der Toilette eingeschlossen haben. Einer soll ein Teddy Boy sein, aber man hat noch nicht herausgefunden, wer der andere sein könnte.“

„Vielleicht ist er sozialistischer Realist“, schlug Fräulein Slattery vor.

Sie fühlte einen Schmerz.

Der ziegelrote Viehzüchter brachte eine lange Treiberpeitsche zum Vorschein, zu neu aus dem Geschäft, zu steif, aber sie roch betörend nach Leder.

„Oh“, rief Fräulein Slattery, „Peitschen dieser Art werden nie *gemacht*, sie waren immer schon vor allem Anfang da.“

Als der Viehzüchter seine brandneue Peitsche ausrollte, fiel sie schimmernd herab. Sie berührte eine Ecke in ihrer Erinnerung, entrollte ein riesiges Tuch von leuchtendem Blau, Teppiche aus Staub, das Vieh, das sich drängelte um vorbeizukommen. Sie konnte dieses Bild nicht aus ihrem Kopf halten, auch wenn sie es gewollte hätte. Die elektrische Sonne hämmerte ihr auf den Kopf. Der Geruch von altem, schweißigem Leder machte sie betrunkenener als der billige Rotwein.

„Oh Gott, ich verbrenne!“, stöhnte Fräulein Slattery.

Und machte sich oben frei.

FRÄULEIN SLATTERY

Sie war alarmierend glatt, unversehrt. Die Haut von anderen, das wußte sie, dörkte in der Sonne aus. Sie erinnerte sich an den Schorf an den Händen ihres Vaters.

Dann mußte sie aufstehen.

„Gib her, George!“, befahl sie. „Du bist so ungefähr der mieseste Typ, dem ich je zugehört habe.“

Fräulein Slattery stand mit der Peitsche da. Ihre Brüste dösten. Oder dachten nach. Sie hätte auf eine Inspiration warten können. Das bemerkte Tibby Szabo, sich vorbeugend, um das zarteste Blau bis an seine Quellen zurück zu verfolgen, Adern, die er bei früheren Erkundungen schon erforscht hatte.

Dann, plötzlich, knallte Fräulein Slattery die Peitsche, alles in dem vollen Raum durcheinanderwirbelnd. Sie füllte ihn mit Aufschreien, Ekel und Bewunderung. Die Peitsche aus Roßhaar stach die Luft. Fräulein Slattery knallte ein abstraktes Gemälde von der Wand herunter. Sie knallte einen Korken aus einer Flasche.

„Bravo, Petuska!“, rief Tibby Szabo. „Warst du jäh im Zirkus?“
Er saß vorgebeugt.

„Ja“, sagte sie, „in einem ungarischen!“

Und ließ das Pferdehaar um Tibbys Schenkel kreisen. Er saß vorgebeugt. Tibby Szabo fing an zu singen:

*Csak egy Kislány
van a világon,
az is as én
drága galambo-o-om!*

Er saß vorgebeugt, die Augen halb geschlossen, klatschte in die Hände und sang.

*Hurra für die Liebe,
sie macht dich kaputt, ...*

sang Fräulein Slattery.

PATRICK WHITE

Sie knallte eine Zigarette von den Lippen des Viehzüchters.

*A jó Isten
de nagyon szeret*

sang Tibby Szabo,

*hogy nékem adta
a legszebbik-e-e-et! **

Dann sangen alle, was sie zu singen hatten, die Gitarren zerfielen, denn niemand konnte der Süße der zwanghaften Geige Tibor Szabos standhalten.

Während Fräulein Slattery knallte. Ihre Brüste hüpfen und tollten umher. Ihr Haar war so spröde. Sie hob es nocheinmal, unter der goldbraunen Sonne, Staub verstreudend, betrunken durch den Geruch lauwarmer Trinkwasserbeutel aus Leinwand.

Fräulein Slattery knallte noch einmal und brachte die Sonne aus dem Himmel herunter.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Welt in Donner untergehen wird. Nach dem Getöse zu urteilen, mußte jemand *Die Hypotenuse der Angst* umgeworfen haben. Berufsschreier hatten zu schreien angefangen. Die Dunkelheit füllte sich mit Händen.

„Komm ganz nah, Petuska.“

Es war Tibby Szabo.

„Ich werdä dich schirmen“, versprach er.

Als eine *Große Person* mit einer Kerze erschien. Sie war wie ein Knödel.

„Diese Studios“, verkündete die *Große Person*, „werden für

* *Nur ein kleines Mädchen
in der Welt,
und sie ist
mein liebes Täubchen!*

*Der liebe Gott
muß mich sehr lieben,
daß er mir
die Schönste gab!*

FRÄULEIN SLATTERY

Zwecke der schaffenden Künste vermietet, für den Austausch intellektueller Ideen. An Flegel bin ich nicht gewöhnt – und an Schlimmeres“, hier besah sie die obere Hälfte von Fräulein Slattery, „die die Räumlichkeiten zerstören“, sagte sie. „Da es noch nie den Verdacht gegeben hat, daß das hier ein *Übles Haus* ist, muß ich Sie alle bitten, den Ort zu verlassen.“

So gingen auch alle, denn der Ehemann der *Großen Person* stand hinter ihr und sah aus, als ob er es ernst meinte. Alle schubsten und schleusten sich hinaus, man sang, Musik zerbröselte auf der Treppe. Man umarmte sich und küßte sich auf der Straße. Jemand hatte seine Hose verloren. Es regnete sanft.

Tibby Szabo fuhr schnell davon, für den Fall, daß jemand mitgenommen werden wollte.

„Zieh dich oben an, Petuska“, riet er. „Du wirst dich erkältän.“

Das klang vernünftig. Sie steckte sich umständlich in Ärmel.

„Na so was!“, sagte Fräulein Slattery. „Wir sind mit der Peitsche vom Viehzüchter weggefahren.“

„Wirklich?“, bemerkte Tibby Szabo.

So fuhren sie in Tibbys Jaguar. Sie waren in einer Spirale.

„Ich bin so müde“, gab Fräulein Slattery zu.

Und wieder:

„Ich bin entsetzlich müde.“

Sie starrte nieder auf diese weißen Teppiche in Tibbys Wohnung. Den weichen, weißen, ernsten Flor. Sie stützte sich auf die Ellbogen. Knie weit auseinander. Muß fürchterlich aussehen.

„Petuska“, er versuchte es, „knallst du die Peitsche vielleicht noch einmal?“

Er könnte es zu einer Genesenden gesagt haben.

„Oh, aber ich bin müde. Ich bin fertig“, sagte sie.

„Nur ain kleines Mal.“

Da wurde Fräulein Slattery richtig böse.

„Du und diese gottverdammte Peitsche! Hätte ich doch euch beide nie gesehen!“

PATRICK WHITE

Auch war es ihr egal, wo sie peitschte.

„Ach! Oh! *Aj-yaj-yaj!* *Petuska!*“

Fräulein Slattery knallte.

„Was werden denn die Leute sagen, wenn sie dich so brüllen hören?“

Während sie knallte und haute.

„Aj! Das geht die Leute überhaupt nichts an. *Pouff!* *Yaj-yaj-yaj-yaj-yaj!*“, rief Tibby Szabo. „Nur noch ein ganz kleines Mal!“

Und als sie endlich umfiel, bedeckte er sie zärtlich, wo sie lag.

„Hat jemand je von dir verlangt, daß du Stiefel anziehst?“

„Wozu denn?“, fragte Phyllis Wimble.

Aber Fräulein Slattery stellte fest, daß sie die falsche Akte geholt hatte.

„Ach, ja“, sagte sie fortfahrend, „es ist Zeit, daß ich an eine Abwechslung denke“, sagte sie. „Ich fühle mich irgendwie müde.“

„Dein Haar sieht wie tot aus“, sagte Phyllis Wimble. „Das ist immer ein Notsignal.“

„Versuch eine neue Tönung.“

„Eine reizvolle Erdbeerfarbe.“

Fräulein Slattery, die sich angewöhnt hatte, ihre Donnerstag Abende für Tibby Szabo freizuhalten, konnte es nicht mehr aushalten. Samstags ging sie noch, aber abends, denn die Nächte waren weniger gemein, als die Tage.

„Wo warst du, Petuska, Donnerstag Abänd?“, hatte Tibby Szabo zu fragen angefangen.

„Ich saß zuhause und sah fern.“

„Dann lasse ich dir hier einen Färnsäher einbauen.“

„Ach“, sagte sie, „das Fernsehen ist etwas, was ein Maximum an Konzentration verlangt.“

„Änderst du dich Petuska?“, fragte Tibby.

„Alles ändert sich“, sagte Fräulein Slattery. „Das ist ein Grundprinzip der Natur.“

FRÄULEIN SLATTERY

Sie lachte kurz.

„Das“, sagte sie, „ist etwas, was ich in der Schule gelernt habe, glaube ich. Zur selben Zeit wie Balaton.“

Es war eigentlich entsetzlich, für alle Beteiligten, denn Tibby Szabo hatte angefangen, bei der Vorsorglichen anzurufen. Mit dringenden Nachrichten für eine Freundin. Würde sie Dienstag, Mittwoch, Freitag in Betracht ziehen?

Wie unpersönlich sie auch den Apparat behandelte, der alte Huthnance kam und ertappte sie am Telefon. Fräulein Slattery merkte, daß Huthnance und sie fast den Punkt erreicht hatten, wo es kein Zurück mehr gibt.

„Nein“, erwiderte sie. „Nicht Donnerstag. Noch irgendeinen anderen Tag, als den, den wir abgesprochen haben. Samstag, habe ich gesagt.“

Sie warf den Hörer auf.

So schleppte sich Fräulein Slattery durch die feuchten Abende. In denen der rote Hibiskus sich zusammengerollt hatte. Keine Trompeten mehr. Ihr Haar hing leblos, während sie sich durch das saure gelbe Licht zu der guten Adresse schleppte, wo ihr Liebhaber wohnte.

„Ich bekomme direkt Muskeln“, hörte sie sich sagen, und sah hinter sich, um festzustellen, ob jemand sie gehört hatte.

Es war an demselben Abend, daß Tibby Szabo aus seinem Abgrund heraufrief:

„Warum bin ich zum Leidän vürurteilt?“

Auf der Nerzdecke ausgestreckt lag Fräulein Slattery, schnalzte träge mit der Peitsche gegen ihre lackierten Zehen. Ohne sich die Aussicht anzusehen, wußte sie, daß die Rheinkiesel von Sydney noch nie so herzlos gefunktelt hatten.

„Warum *quälst* du mich?“

„Aber das ist doch, was du wolltest“, sagte sie.

Schnalzte. Teilnahmslos.

„Petuska, ich gebä dir alles!“

„Nichts“, sagte sie. „Ich gehe“, sagte sie.

PATRICK WHITE

„Du gehst? Wo wir so gut für einander geeignet sind!“

Fräulein Slattery schnalzte.

„Ich habe es satt“, sagte sie, „ich habe es satt, einen Teppichläufer aus deinem fetten ungarischen Hintern herauszuschneiden.“

Das Roßhaar der Peitsche schlängelte und schimmerte zwischen ihren Zehen.

„Aber was wirst du ohne mich machän?“

„Ich suche mir einen dünnen Australier.“

Tibby lag wieder auf den Knien.

„Ich werde heiraten“, sagte Fräulein Slattery, „und eine Waschmaschine haben.“

„*Yaÿ-yaÿ-yaÿ, Petuska!*“

Dann schaute sich Fräulein Slattery die Augen Tibbys an, und entdeckte einen bettelnden Pudel am Fenster eines leeren Hauses in der Abenddämmerung. Aber sie hatte Hunde nie sehr gemocht, eigentlich.

„Bist du der Teufäl vielleicht?“, rief Tibby Szabo.

„Wir Australier sind gar nicht so unnatürlich“, sagte sie.

Und haßte sich selbst, ein ganz klein wenig.

Was Tibby Szabo anging, so leckte er ihr den Handrücken.

„Wir machen eine finanzielle Vereinbarung. Eine ziemlich beträchtliche.“

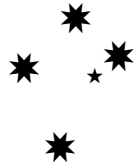
„Geht nicht“, sagte Fräulein Slattery.

Und das genau tat sie. Sie stand auf, warf die Peitsche des Viehzüchters aus dem Fenster, und als sie sich angezogen, und ihre Lippen ein- zweimal geleck, und ihr Haar zurecht geschüttelt hatte – ging sie.

Übersetzt von Olaf Reinhardt

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Michael Wilding



Im Westen

Steeple Aston oder war es Lower Heyford oder sogar Brize Norton befand sich in einer kleinen Landsenke, an deren Ende ein Bach war und eine kleine Steinbrücke, und die Häuser waren aus alten Steinen, die abblätterten und sich sich abschuppten wie Flecken auf einer alten Hand, Pilze und Flechten und Parasiten und Silberfische und Schieferdecken. Was sind eigentlich Parasiten? Alles in einem warmen Gelb. Golden, heimelig, glühend.

Und darüber lag das Flugfeld, glattrasiert, grau, metallisch glitzernd in dem flachen breiten Licht, bedeckt mit Rollbahnen, und niedrigen Flugzeughallen, rotierenden Radarschirmen, neuen Grabhügeln, silbernen Kugeln und Antennen zur Luftraumüberwachung.

Die Flieger schliefen acht Stunden in ihren Betten, dann wurden ihre Betten von anderen Fliegern übernommen. Es gab nicht genügend Betten. Oder zu viele Flieger. Sie alle hatten Frankreich verlassen müssen. Nun waren sie in Cotswolds.

Die Häuser des Dorfes waren mit goldenem frischen Stroh gedeckt und dufteten nach Stockrosen und Geranien und Dotterblumen und Kapuzinerkressen. Die meisten Dorfbewohner lebten wo anders, in neuen, kahlen Reihenhäusern, die wie Hangars geordnet entlang den Bundesstraßen stehen.

„Einige der Amerikaner sind im Dorf untergebracht“, sagte der Mann, den sie Prof nannten. „Sie fliegen längere Einsätze und brauchen deshalb mehr Schlaf, sie entfernen sich für Übungsflüge für fünfzehn Stunden oder mehr.“ Prof ist ein Gelehrter auf Urlaub. Er schreibt etwas über Barron Field. Nach einem Tag harter Arbeit liest er Spionageromane zur Entspannung. „Die sprechen russisch“,

MICHAEL WILDING

sagt seine Frau, „und stellen ihre Luftraumüberwachungsgeräte neben dem Bett auf.“

„Wir werden hinkommen“, sagen wir ihnen. Wir zwei und Walt und Zoe, die uns übers Wochenende besuchen. Wir kommen ins Dorf und gehen dann alle ins Wirtshaus.

„Hallo Prof“, sagt einer der Amerikaner, als wir zur Tür hereinkommen. Er spielt Darts. „Kommen Sie rüber auf einen Drink, wenn das Wirtshaus zumacht“, sagt er. „Bringen Sie all Ihre Freunde mit.“ Dann wendet er sich wieder den Wurfpeilen zu.

Wir sechs trinken einander zu, während die Amerikaner spielen. Zweieinhalb Stunden später ist Sperrstunde und sie sagen: „Kommen Sie rüber.“ Die haben uns nicht vergessen.

Das Dorf ist dunkel und schläft und weiße Eulen fliegen über die Schuppen und Felder und Dorfkatzen plündern an den Zäunen und Stachelschweine nuggeln an den Milch- und Brotschüsseln am Rasen und ringeln sich zwischen das Gestrüpp wenn ein Hund herumschnüffelt. Wahrscheinlich verzehren auch Füchse, Hermeline, Wiesel und Dachse Dinge da draußen. Wir sitzen auf Stühlen herum und trinken Bier und sehen uns die Photographie einer Mig oder einer Saab an der Wand an. Diese erstaunlichen Überwachungskameras können wir nicht sehen. Mit drei Frauen sitzen wir unter all diesen Männern. Die drei Frauen locken ihnen Informationen heraus. Walt und ich sind wie gelähmt. Walt glaubt, daß sie versuchen, uns betrunken zu machen, um unsere Frauen zu stehlen. Wir gehen auf ihre Pläne ein und betrinken uns.

Einer der Flieger erzählt von seiner Übung in einem simulierten Dorf in New England oder Alaska, wo sie alle nur russisch sprechen und russische Nahrung mit russischem Geld kaufen mußten. Sie sprechen auch andere Sprachen, tschechisch, deutsch. Sie machen lange Flugeinsätze. Die Frauen fahren fort, Informationen herauszulocken. Walt und ich stolpern in die Küche. Walt taucht einen Finger in das Bier, zeichnet damit eine Landkarte Indochinas an die Tür und argumentiert gegen die Domino-Theorie. Aber

worüber er wirklich reden will, das ist die militärische Präsenz der Amerikaner und die Bombenabwürfe. Als eine Form menschlicher Befreiung stimmt er mit der Domino-Theorie überein, aber gleichzeitig scheint er sie als unrichtig hinzustellen. Einige jener Flieger in der Küche waren in das belagerte Dien Bien Phu geflogen, um den Franzosen zu helfen. Das war vor langer Zeit, noch bevor die Amerikaner in Vietnam waren.

Die Piloten in dem anderen Zimmer, jene, die von den Frauen ausgefragt werden, fliegen Einsätze in Gebiete, in denen slawische Sprachen gesprochen werden, aber es scheint unwahrscheinlich, daß sie sich in diese Schwierigkeiten bringen, nur um öffentliche Radiosendungen zu hören. Höchstwahrscheinlich überfliegen sie das sowjetische Gebiet, um den Funkverkehr abzuhören, wenn die sowjetische Abwehr mobil gemacht ist. Es scheint, daß es sich dabei um sehr geheimes Material handelt und warum erzählen sie es uns?

„Ich glaube, wir sollten gehen“, sage ich zu Walt.

Er sitzt fest in seinem Sessel.

Es ist schwierig, die Frauen von ihrer Beute wegzuholen. Sie sind irgendetwas auf der Spur. Wir befinden uns in einem Ort, der voll ist von geheimen Informationen und plötzlich wird die altberühmte Tür den Gang hinter uns schließen und es wird keinen Ausweg mehr geben. Dann werden die wirklichen Verhöre beginnen.

„Diese Barron Field Type, Prof, Sie werden doch wohl nicht glauben, daß irgendjemand *Steriles Feld* heißt, daß ist doch so ein literarischer Witz, wie man ihn kennt. Unser stellvertretender Direktor war ein guter Freund des alten Ezra Pound, wissen Sie. Wir haben Sie längere Zeit beobachtet, Prof, und wir haben darauf gewartet, daß Sie uns mit Ihren Freunden besuchen. Jetzt behaupten Sie, daß Sie diesen Walt vorher nicht gekannt hätten und von seinen Verbindungen nichts wußten? Wir haben Erfahrungen mit Akademikern, Prof, wir haben einige unserer Leute in solchen Posi-

MICHAEL WILDING

tionen. Wir haben uns Ihre Arbeitsmethoden angeschaut, das sieht nicht gut aus.“

Wir packen Walt in den hinteren Teil des Lieferwagens. Er schlägt sich den Kopf am Dach an, da es nur ein Kleinbus ist, und liegt jammernd da. Wir machen die Tür hinter ihm zu, sagen Gute Nacht und Danke vielmals, und daß wir schnell nach Hause kommen müssen, und fahren eine enge, von Mauern eingesäumte Straße hinunter und über buckliges Pflaster und Walt trommelt an das Wagendach. „Ich bin entführt worden“, schreit er, „Hilfe, die versuchen, unsere Frauen zu vergewaltigen.“

„Das ist ja ärger, als was uns wir uns von Euch zwei erwarten konnten“, sagt Zoe.

Ich schaute gerade ein Fernsehprogramm über U-2's und solche Dinge an, da sagte die, wie in vierzehn Jahren 108 US-Flieger getötet wurden bei Überfliegungsmissionen, und das erinnerte mich an Steeple Aston oder war es Lower Heyford oder sogar Brize Norton.

Übersetzt von Rudi Krausmann

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Renate Yates



Das Blut

Ihm wurde gesagt, er soll sie Grace und Arthur nennen. Seine Eltern hatten es verlangt. Grace und Arthur wurden gar nicht gefragt und schienen sich nichts daraus zu machen. Manchmal zog Grace ihre Brauen hoch, wie sie es gewohnt war, wenn er sie laut bei ihrem Namen rief, im Park oder auf der Straße, sie zog ihre Brauen hoch, so als ob es mit ihr nichts zu tun hätte, wie ihr Enkelkind sie nannte. Dann nahm sie seine Hand, sich vorsichtig zu ihm herabbückend – Grace war gut im Umgang mit Kindern – und sagte sanft: „William, du solltest nicht ganz so laut in der Öffentlichkeit schreien“, und dann gingen sie wie Freunde zusammen weiter.

Im Kindergarten erzählte William seiner Lehrerin, daß er keine Großmutter und keinen Großvater habe. Sie war ein freundliches Fräulein und er tat ihr leid, deshalb vermied sie, vor der Klasse über Großeltern zu reden, wann immer sie sich daran erinnerte, bis eines Tages Grace kam, um ihn vom Kindergarten abzuholen. Es war ein Dienstag, der Tag, an dem Grace immer zum Frisör ging, sie sah sehr elegant aus (sie abonnierte selbstverständlich *Vogue*), von Kopf bis Fuß eine richtige Großmutter. William's Lehrerin, verärgert, überlegte und sagte ernst: „Nun, wie es scheint, hat jemand Lügen erzählt, nicht wahr, William?“ Grace zog wieder ihre Augenbrauen hoch und sagte: „Natürlich hat das überhaupt nichts mit mir zu tun, es sind seine Eltern, die diese komischen modernen Ideen haben, da kann ich nichts machen“, und schmunzelte. Mit ihr lachte auch das Fräulein Lehrer.

Später, als er seinen Eltern erzählt hatte, was passiert war, mußten auch sie lachen, aber nicht mit jener Sicherheit, daß das alles wirk-

RENATE YATES

lich amüsant war, und nicht wie Grace und die Lehrerin gelacht hatten. Es war verwirrend, aber sie erklärten es ihm. Wie Grace und Arthur sowohl die Eltern vom Papa und somit seine Großeltern waren, aber zugleich auch Menschen, wirkliche Menschen mit eigenen Namen. Nicht irgendeine ‚Oma‘ oder ein ‚Opa‘, nein, Menschen wie er, William, ein Mensch war und einen eigenen Namen hatte. Er wollte doch auch nicht nur ‚Kind‘ genannt werden. William stimmte damit überein, daß er nicht einfach nur ‚Kind‘ genannt werden wollte. Er erinnerte sich seither an diesen Tag, als er zu eigenen Großeltern gekommen war, genau wie die anderen Kinder im Kindergarten, und das beruhigte ihn.

Grace und Arthur hatten eine Wohnung mit Aussicht auf den Hafen, die sie unglaublich sauber hielten. Sie war voll von alten Möbeln und faszinierenden Raritäten, die Grace und Arthur im Lauf der Jahre gesammelt hatten; Kassetten mit Einlegearbeiten, Porzellanfiguren, Glasvögel auf hochglanzpolierten Tischen und sorgfältig gepflegte Schalen mit Blumen überall. Die Blumen waren vorwiegend Imitationen, aber sehr teure, sagte Grace. Die sahen wie echt aus, große Sträuße weißer Gardenien, die in glänzend grünen Plastikblättern nisteten, oder hohe Bündel seidener roter Rosen. „Sehr praktisch“, sagte Grace, „die verblassen nicht, welken nie, und ich muß nicht faul riechendes Wasser auswechseln.“ Grace war so wunderbar anspruchsvoll. „Sind sie nicht einfach herrlich?“ Sie sagte auch noch, „es ist der Effekt, der zählt, der wirklich eine Rolle spielt.“ Vom Fenstersims warfen ein paar blaue viktorianische Vasen mit langen Kristalltropfen ein kaltes Licht auf den Fußboden. Daneben, auf Arthur’s antikem Schreibtisch mit der grünledernen Arbeitsunterlage waren gerahmte Photographien von Arthur, händeschüttelnd mit wichtigen Leuten, während Grace lächelnd an seiner Seite stand.

William besuchte Grace und Arthur gern. Er durfte machen, was er wollte, sogar mit den Sandalen aufs Sofa springen, was ihm zuhause verboten war. Wenn seine Mutter sagte: „William, hör

DAS BLUT

damit sofort auf“, meinte Arthur: „Laß ihn doch, meine Liebe“, und sah sie missbilligend an. Er konnte das gut, und das machte William Unbehagen. Dann wurde er noch ungestümer und unartiger, aber Grace und Arthur lachten bloß und meinten, seine Mutter wäre viel zu streng. Sie erlaubten William auch viel zu viel Eiscreme, auch zu viele Süßigkeiten und süße Säfte; Zeug, von dem seine Mutter sagte, daß es schlecht für die Zähne sei. Grace und Arthur sagten dann: „Du kümmerst dich zu sehr um ihn, meine Liebe, laß ihn doch allein, meine Liebe.“

Wenn William zu müde war, auf dem Sofa oder dem großen Ledersessel herumzuspringen, stand er am Fenster und beobachtete die Boote im Hafen. Manchmal durfte er durch Arthur's Feldglas schauen, obwohl es sehr schwer war und seine Mutter Angst hatte, daß er es ihm herunterfallen würde, während die anderen an ihren Getränken nippten, oder redeten, oder nur Arthur redete.

„Blut“, sagte er oft, wenn er nicht gerade über einen Bekannten herzog (Arthur hatte eine scharfe, bösertige Zunge) „ist dicker als Wasser. Schau dir William an, wie er dieses Fernglas hält, das Ebenbild meines Onkels Jim.“

„Aber er hat deine Augen, Arthur“, würde Grace dann sagen, „und Mary's Nase selbstverständlich.“

„Und das gelockte Haar und die Farbe – genau wie Vera.“

Sie sprachen über William in einer Art, als wäre er ein Objekt, das sie erst kürzlich irgendwo vorteilhaft erstanden hätten. William an seinem Fenster fühlte sich als ein Besucher in deren Leben, als einer, der nur zuhörte und nicht zu ihnen gehörte, obgleich die Diskussion über sein Aussehen wichtig schien. Sie besprachen jede Einzelheit an ihm, die Köpfe nachdenklich auf die eine oder andere Seite gedreht, wenn sie Ähnlichkeiten zu bestätigen versuchten. Auch sein Charakter gehörte nicht zu ihm, sondern zum Teil zu Arthur, zu Grace, oder einem anderen obskuren Verwandten, den William noch nie gesehen hatte. Immer Verwandte von Grace und Arthur, seine Mutter und ihre Leute wurden überhaupt nie erwähnt.

RENATE YATES

Das Blut, so schien es, stammte ausschließlich von Grace und Arthur ab – vielleicht kam das Wasser, als das es dicker war, von Mutter's Seite der Familie.

Grace und Arthur besuchten ganz selten das Haus William's, sie waren viel zu beschäftigt. William dachte, daß sie ganz wichtige Leute sein mußten, weil sie immer mit anderen wichtigen Menschen beschäftigt waren, über die Arthur sich nachher sehr lustig machen konnte. Er kreuzigte seine Freunde auf die lebhafteste Weise und mit bewundernswerter Leichtigkeit, war ihren Fehlern, Mißgeschicken und kleinsten Irrtümern gegenüber intolerant. Arthur wuchs aus den Desaster anderer. William's Eltern hatten viel zu lachen, wenn sie Grace und Arthur besuchten.

Sie waren immer so beschäftigt, mühten sich ab, würde Grace sagen; ihr Leben drehte sich nur um die großen, quadratischen, mit Gold gefaßten Einladungen, die regelmäßig am Kaminsims aufgestellt wurden.

Manchmal brachte William für Grace und Arthur selbstgezeichnete und ausgemalte Bilder mit, aber die schienen sie kaum zu bemerken. „Das ist nett, mein Liebling“, würde Grace sagen, „und jetzt iß noch etwas vom Kuchen.“ Wenn William laut und ungestüm war, würden sie mehr Notiz von ihm nehmen. Zu seinem Geburtstag gaben sie ihm immer Geld. „Das ist viel einfacher, Liebling“, viel zu viele frische Banknoten überreichend, „er kann sich damit genau das kaufen, was er will.“ William und seine Mutter legten einen Teil davon auf sein eigenes Bankkonto, einen Teil davon gaben sie gemeinsam für ihn aus, aber er konnte sich nie daran erinnern, was sie gekauft hatten.

Das einzige wirkliche Geschenk von Grace und Arthur, an das er sich erinnern konnte, war eine Nelke. Als seine Mutter ihn wieder einmal zu Grace und Arthur mitgenommen hatte, machte Grace gerade Blumen aus buntem Seidenpapier. „Nelken“, erklärte sie William, und er durfte mithelfen. Sie zeichneten große Kreise aufs Papier und schnitten sie mit der silbernen Schere von Grace aus.

Danach nahm Grace einige der Papierscheiben und band sie vorsichtig in der Mitte zusammen, machte aus Draht einen Stengel und zog und zerrte die Blütenblätter in ihre Form. Wenn eine Blüte fertig war, durfte William sie vorsichtig ohne sie zu zerdrücken in eine große Vase stellen, die Grace vorbereitet hatte. Die Nelken, alle aus anderen Farben gemacht, sahen wunderschön aus, so leuchtend und üppig und fast echt, mit Ausnahme der blauen.

„Eindrucksvoll, findest du nicht?“ sagte Grace, die sie für einige ihrer Freunde als Weihnachtsgeschenk machte. „Und so in Mode dieses Jahr, meine Liebe“, zu William’s Mutter gewandt. William durfte sich eine aussuchen und mit nach Hause nehmen, weil er Grace geholfen hatte. Er wählte eine große rote Nelke und vergrub seine Nase darin. „Sie riecht wie Papier“, sagte er, „aber gut.“ „Es ist die Erscheinung, der Effekt, der zählt“, sagte Grace.

Seine Mutter heftete die Nelke an die Ecke eines Posters in seinem Zimmer, wo sie sehr anmutig aussah. William konnte sie von seinem Bett aus sehen und sie erinnerte ihn an Grace und Arthur.

Aber als William’s Eltern geschieden waren, verschwanden Grace und Arthur allmählich aus seinem Leben; irgendwie schienen sie nun noch beschäftigter zu sein als sonst und er sah sie immer seltener. Zu den wenigen Gelegenheiten, zu denen seine Mutter ihn noch, ihre Pflicht erfüllend, zu ihnen mitnahm, waren Grace und Arthur dann ungewöhnlich schweigsam. Sie flüsterten und sprachen in geheimnistuerischer Weise über Dinge, die William nicht hören sollte; über die Scheidung, und wessen Schuld es gewesen war, und daß es ohnedies zu erwarten gewesen sei, da „sie nie wirklich eine von uns war“, was er Grace einmal Arthur zuraunen hörte, als seine Mutter am Fenster stand und auf die Yachten im Hafen hinaus sah und sich auf die Lippen biß. „Aber das soll unsere Beziehung nicht verändern, meine Liebe“, sagte Arthur, „du mußt uns oft besuchen kommen“, und einmal im Jahr sandten sie William einen Scheck zu seinem Geburtstag, der immer sehr gelegen kam,

RENATE YATES

da er heranwuchs und auf einen Plattenspieler oder ein Fahrrad sparte.

Eines Tages, als er fast schon erwachsen war, sagte seine Mutter zu ihm: „Das brauchst du doch nicht mehr, oder?“, und nahm die vergilbte Nelke von der Wand. Sie war nur ein bißchen verblaßt, da Grace immer nur das beste Seidenpapier verwendete. Die Nelke erinnerte William wieder an Grace und Arthur. „Warum“, fragte er sie, „sehen wir eigentlich Grace und Arthur nie mehr?“

„Ich denke“, sagte seine Mutter, „obwohl ich mir da nicht sicher bin, daß Grace und Arthur dich aus ihrem Gedächtnis gestrichen haben, du erinnerst sie einfach an Dinge, die sie aus ihrer Welt lieber verdrängen würden. Es ist der Effekt, weißt du, du hast diese Wirkung auf sie, natürlich ohne deine Schuld, daß du sie an einen Irrtum erinnerst, vielleicht sogar an ein Versagen.“ Sie unterbrach sich, und fügte rasch hinzu: „Obwohl ich glaube, daß sie in Wirklichkeit einfach viel zu beschäftigt sind, du erinnerst dich, wie beschäftigt sie immer waren. Sie würden dich gerne sehen, da bin ich mir sicher“, und warf die Nelke in den Mistkübel.

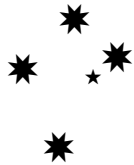
William verstand seine Mutter nicht, er hörte nicht sehr genau zu, in erster Linie, weil es ihm eigentlich egal war. Außerdem gab es sehr wenige Erinnerungen an Grace und Arthur. Er erinnerte sich, auf dem Sofas herumgetollt und Boote durch Arthur's Fernglas beobachtet zu haben und an viel zu viel Eiscreme. Er erinnerte sich an endlose Diskussionen über seinen Charakter und seine Besonderheiten, und er erinnerte sich, Arthur viel zu oft irgendetwas über das Blut sagen zu hören.

Aber die Gesichter Grace und Arthur's waren ihm entgangen.

Übersetzt von Rudi Krausmann

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Rudi Krausmann



Nachwort

Als mich Gerald Ganglbauer eines Tages in Paddington, einem ‚Bezirk‘ von Sydney aufsuchte, um mir den schon brieflich angekündigten Vorschlag zu machen, eine Anthologie australischer Gegenwartsliteratur in deutscher Übersetzung herauszugeben, war ich natürlich skeptisch. Seit 15 Jahren war keine Anthologie mehr erschienen – und diese in der damaligen DDR – es konnte daher auch kein besonders großes Interesse bestehen. Daß diese ‚Australischen Erkundungen‘ (herausgegeben von Hans Petersen bei *Verlag Volk und Welt*, Berlin) außerdem keine größere Verbreitung im Westen gefunden haben und im Osten längst vergriffen sind, liegt auf der Hand.

Inzwischen ist viel neues Wasser – wie man hier sagt – auch literarisches, unter die Brücke geflossen; aber selbst der bis zu seinem kürzlichen Tod immer noch schreibende Nobelpreisträger Patrick White wird in Deutschland, Österreich und der deutschsprachigen Schweiz kaum gelesen. Diese Länder jetzt mit mehr oder weniger unbekanntem Autoren zu konfrontieren, ist ein Risiko. Allerdings eines, das wir bereit sind einzugehen.

Wie sich die literarische Szene *Down Under* entwickelt hat, konnten Sie aus dem Vorwort entnehmen, ich möchte nur hinzufügen, daß sich die literarische Produktion in den letzten zehn Jahren beinahe verzehnfacht hat. Die Gründe dafür liegen weniger darin, daß der fünfte Kontinent plötzlich ‚literarisch erwacht‘ wäre, sondern eher in der Politik des *Australia Council*, das sowohl Verlage als auch Schriftsteller zum Teil großzügig unterstützt. Um ein

RUDI KRAUSMANN

konkretes Beispiel zu nennen: allein 1989 wurden in Australien 300 Romane veröffentlicht – und sicherlich noch weit mehr Gedichtbände.

Dieses Überangebot an literarischen Werken hat nicht nur auf dem Markt Nachteile; es macht es dem Anthologisten auch besonders schwer, ausreichend informiert zu sein. Nur mit Hilfe von Michael Wilding's hervorragender Kenntnis der australischen Literatur war es möglich, dieses Projekt dennoch zeitgerecht durchzuführen. Leider mußten wir vorläufig auf Lyrik verzichten, aber ein eigener Band in der *OZlit Collection* ist bei *gangan* schon geplant; und selbst in der Prosa machten wir nicht den Versuch, eine allumfassende Auswahl zusammenzustellen. Sie wäre allein schon wegen des immensen Umfanges nicht sinnvoll gewesen.

Ich glaube, fast jede Anthologie ist – in Bezug auf die gewählten Autoren – irgendwie austauschbar. Sicher ist das derzeit in Australien der Fall, wo so viele herausgegeben werden, daß man daraus wieder andere ‚Blütenlesen‘ mit völlig anderem Material herausbringen könnte. Anyway.

AIR MAIL FROM DOWN UNDER soll für den deutschen Sprachraum jedenfalls ein Vorläufer sein. Es bleibt nur zu hoffen, daß er von einiger Relevanz ist und unser gesetztes Ziel erreicht.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich unbedingt den Übersetzern Marc Adrian, Bettina Boss, Bernd und Barbara Hüppauf, Nic Witton, und besonders Olaf Reinhardt, dem Leiter des germanistischen Institutes der *University of New South Wales*, herzlich danken. Für den Erfolg dieses Buches sind sie so unentbehrlich wie zukünftige Leser und manchmal schwerer zu finden, als die Autoren.

Sydney, im Oktober 1990

DIE OZLIT AUTOREN

Glenda Adams

Geb. 1939 in Sydney, lebt in New York. Sie schrieb u.a. **THE HOTTEST NIGHT OF THE CENTURY** (Stories) und die Romane **GAMES OF THE STRONG** und **DANCING ON CORAL**. **MARGUERITE** erschien in **THE HOTTEST NIGHT OF THE CENTURY** bei Angus & Robertson, North Ryde (Sydney). Übersetzt von Barbara Hüppauf, Diplom-Übersetzerin in Sydney.

Inez Baranay

Geb. 1950 in Italien, wuchs in Malaysia und Sydney auf. Sie ist Autorin der Stories-Sammlung **THE SADDEST PLEASURE** und des Romanes **BETWEEN CAREERS**. **DAS TRAUIGSTE VERGNÜGEN** ist die Titelgeschichte von **THE SADDEST PLEASURE**, erschienen bei Imprint – Collins Angus & Robertson, Sydney. Übersetzt von Bettina Boss. Sie ist Senior Lecturer am Department of German der University of New South Wales.

David Brooks

Lebt in Canberra und ist Lektor an der Australian National University. Er schrieb **THE COLD FRONT** (Gedichte) und **THE BOOK OF SEI** (Stories). **DIE ZEILE (THE LINE)** ist aus **THE BOOK OF SEI**, erschienen bei Hale & Iremonger, Sydney. Übersetzt von Nic Witton. Er ist Senior Lecturer am German Department der Macquarie University.

Peter Carey

Geb. 1943 in Bacchus Marsh, Victoria und arbeitet in der Werbung. Seine Stories sind gesammelt in **THE FAT MAN IN HISTORY** und **WAR CRIMES**, er schrieb die Romane **BLISS**, **ILLYWHACKER** und **OSCAR AND LUCINDA**. **BERICHT ÜBER DIE SCHATTENINDUSTRIE (REPORT ON THE SHADOW INDUSTRY)** erschien in **THE FAT MAN IN HISTORY** bei University of Queensland Press, St. Lucia (Brisbane). Übersetzt von Barbara Hüppauf.

Helen Garner

Geb. 1942 in Geelong, Victoria, arbeitet als Lehrerin. Sie schrieb die Romane **MONKEY GRIP** und **THE CHILDREN'S BACH** neben einem Band **Stories**, **HONOUR AND OTHER PEOPLE'S CHILDREN**. **EIN LEBEN FÜR DIE KUNST (THE LIFE OF ART)** erschien in **POSTCARDS FROM SURFERS** bei McPhee Gribble, South Yarra (Melbourne). Übersetzt von Bernd Hüppauf, Germanist an der University of NSW und der Freien Universität, Berlin.

Kate Grenville

Geb. 1950 in Sydney. Autorin von **BEARDED LADIES** (Stories) und der Romane **LILIAN'S STORY**, **DREAMHOUSE** und **JOAN MAKES HISTORY**. **ES WIRD EINEM NICHTS GESCHENKT (NO SUCH THING AS A FREE LUNCH)** ist aus **BEARDED LADIES**, erschienen bei University of Queensland Press. Übersetzt von Olaf Reinhardt, Head of School of German Studies, University of NSW.

AIR MAIL FROM DOWN UNDER

Kris Hemensley

Geb. 1946 auf Isle of Wight, England, lebt in Melbourne seit 1966. Autor unzähliger Bücher wie DOMESTICATIONS (Gedichte), HERE WE ARE und THE ROOMS (Stories), sowie Herausgeber einiger Literaturmagazine. SELBSTERKENNTNIS (SELF PORTRAIT) erschien in GAMES bei Rigmarole Books, Clifton Hill, Victoria. Übersetzt von Gerald Ganglbauer.

Nick Jose

Geb. 1952 in London, wuchs in Südaustralien auf, z.Zt. Kultur-Attaché in der Australischen Botschaft in Peking. Er schrieb zwei Stories-Bände: THE POSSESSION OF AMBER und FEATHERS OR LEAD, sowie den Roman ROWENA'S FIELD. COBRAM PFIRSICHE (COBRAM PEACHES) ist FEATHERS OR LEAD. Penguin Books, Ringwood (Melbourne) entnommen. Übersetzt von Gerald Ganglbauer.

Rudi Krausmann

Geb. 1933 in Österreich, lebt seit 30 Jahren in Australien und hat etliche Gedichtbände, die Prosa FROM ANOTHER SHORE, und zuletzt THREE PLAYS veröffentlicht. Von 1975 bis 1985 war er Herausgeber von ASPECT, einem Magazin für Kunst und Literatur. DIE STRASSE DER MALER (THE STREET OF THE PAINTERS) stammt aus THE TABLOID STORY POCKET BOOK, Wild and Woolley, Sydney. Eigenübersetzung.

David Malouf

Geb. 1934 in Brisbane. Schrieb die Romane JOHNNO und AN IMAGINARY LIFE, die Gedichtbände NEIGHBOURS IN A THICKET und BICYCLE, sowie die Stories-Sammlung ANTIPODES. DER EINZIGE SEINER SPRACHE (THE ONLY SPEAKER OF HIS TONGUE) ist aus ANTIPODES, erschienen bei Penguin Books. Übersetzt von Bernd Hüppauf.

Frank Moorhouse

Geb. 1938 in Nowra, NSW. Stories-Sammlungen u.a. FUTILITY AND OTHER ANIMALS, FORTY-SEVENTEEN, TALES OF MYSTERY AND ROMANCE, sowie THE AMERICANS, BABY. LIBIDO UND LEBENSLEHREN (LIBIDO AND LIFE LESSONS) erschien in FORTY-SEVENTEEN bei Penguin Books. Übersetzung von Olaf Reinhardt.

Gerald Murnane

Geb. 1939 in Melbourne. Lehrer für Literatur am Victoria College. Veröffentlichungen u.a. TAMARISK ROW, A LIFETIME ON CLOUDS, THE PLAINS, LANDSCAPE WITH LANDSCAPE und INLAND. TRAUMLAND (LAND DEAL) erschien in DREAMWORKS, von David King bei Norstrilia Press, Carlton (Melbourne) herausgegeben. Übersetzt von Marc Adrian, Schriftsteller, bildender Künstler, Filmemacher und Übersetzer (Kenneth Patchen) in Wien.

DIE OZLIT AUTOREN

Oodgeroo vom Stamm der Noonuccal

Hüterin des Landes Minjerribah, die ihren Aboriginal-Namen 1988 wieder angenommen hat, wurde als Kath Walker bekannt. Sie ist Autorin der Gedichtbände WE ARE GOING und THE DAWN IS AT HAND, sowie der Prosa-Sammlungen STRADBROKE DREAMTIME und MY PEOPLE: A KATH WALKER COLLECTION. DIE NETZSCHLANGE (CARPET SNAKE) ist aus STRADBROKE DREAMTIME, erschienen bei Angus & Robertson. Übersetzt von Bernd Hüppauf.

Janette Turner Hospital

Geb. in Melbourne, lebt in Kanada. Sie schrieb die Romane BORDERLINE, CHARADES und ISOBARS, ihre Stories sind gesammelt in DISLOCATIONS. NACH LANGER ABWESENHEIT (AFTER LONG ABSENCE) ist dieser Stories-Sammlung entnommen, die bei University of Queensland Press erschien. Übersetzung von Bettina Boss.

Vicki Viidikas

Geb. 1948 in Sydney. Lebt nach Indien und London jetzt wieder in New South Wales. Sie schrieb WRAPPINGS, eine Sammlung von Stories, sowie drei Gedichtbände: CONDITION RED, KNABEL und INDIA INK. ALLES UNTER EIN DACH BRINGEN (GETTING IT ALL TOGETHER) ist aus COAST TO COAST, erschienen bei Angus & Robertson. Übersetzung: Rudi Krausmann und Gerald Ganglbauer.

Patrick White

1912 – 1990, erhielt als bislang einziger Australier 1973 den Nobelpreis für Literatur. Romane u.a. VOSS, THE TREE OF MAN, THE VIVISECTOR, THE TWYBORN AFFAIR, und seine Stories sind in THE BURNT ONES und THE COCKATOOS gesammelt. FRÄULEIN SLATTERY UND IHR DÄMONISCHER LIEBHABER (MISS SLATTERY AND HER DEMON LOVER) stammt aus THE BURNT ONES, Penguin Books. Übersetzung: Olaf Reinhardt.

Michael Wilding

Geb. 1942, lehrt englische Literatur an der University of Sydney. Von ihm sind u.a. die Romane LIVING TOGETHER, PACIFIC HIGHWAY und THE PARAGUAYAN EXPERIMENT, Stories-Sammlungen u.a. READING THE SIGNS, UNDER SATURN und zuletzt GREAT CLIMATE. IM WESTEN (ON THE WESTERN FRONT) ist aus READING THE SIGNS, verlegt von Hale & Iremonger. Übersetzung: Rudi Krausmann und Gerald Ganglbauer.

Renate Yates

In Wien geborene Raubitschek, wuchs in Sydney auf und lebt in Cobbitty, New South Wales. Sie schrieb den Roman SOCIAL DEATH und FINE BONES, eine Sammlung von Stories. DAS BLUT (BLOOD) ist aus FINE BONES, erschienen bei Fontana/Collins, Sydney. Übersetzung: Rudi Krausmann und Gerald Ganglbauer.

- MARC ADRIAN: **DIE WUNSCHPUMPE** eine wiener montage
ISBN 3-900530-18-1, Gebunden, 304 Seiten
- REINHOLD AUMAIER: **EIN BEDROHLICHES**
ISBN 3-900530-10-6, gedichte (6), Ebr., 64 Seiten
- FRANZ JOSEF CZERNIN (Hrsg., mit FERDINAND SCHMATZ):
GANGANBUCH 6 (*Ein letztes gar »Güldenes«*)
ISBN 3-900530-12-2, Ebr., 112 Seiten
- PETRA GANGLBAUER: **FEINDLICH VOR DER ZEIT**
ISBN 3-900530-02-5, gedichte (2), Kt., 48 Seiten
ZUSAMMENZURAFFEN WÄRE ALSO NICHTS
ISBN 3-900530-08-4, gedichte (5), Kt., 64 Seiten
UNSTIMMIG (mit MIKE MARKART, TH. M. OBERMAYR und PETER PESSL)
ISBN 3-900530-04-1, gedichte (3), Kt., 72 Seiten
- HORST GERALD GANGLBAUER (Hrsg.): **ZEITSCHRIFT**
ISBN 1011-5676, 5 Hefte im Schubert, 200 Seiten
- JOSEF HASLINGER (Hrsg.): **ROTWEISSBUCH**
ISBN 3-900530-13-0, Pb., 128 Seiten
- ILSE KILIC (mit F. WIDHALM): **KLEINE SCHMUTZIGE WELT DES DENKENS**
ISBN 3-900530-15-7, gedichte (9), Ebr., 64 Seiten
- PETER KÖCK: **DAS BILD ANFÄNGT STEHEN**
ISBN 3-900530-14-9, gedichte (8), Ebr., 64 Seiten
DAS UNBEWÄLTIGTE WÖRTERBUCH
ISBN 3-900530-17-3, gedichte (10), Ebr., 128 Seiten
- MIKE MARKART: **BELSIZE PARK**
ISBN 3-900530-06-8, gedichte (4), Kt., 56 Seiten
DIE EINZELTEILE DES LEBENS Roman
ISBN 3-900530-20-3, Ebr., 112 Seiten
- PETER PESSL: **SPLITTER UND SPOREN**
ISBN 3-900530-01-7, gedichte (1), Kt., 48 Seiten
- PETER PESSL (Hrsg., mit PETRA GANGLBAUER): **GANGANBÜCHER 1 – 5**
ISBN 3-900530-00-9/03-3/05-X/07-6/09-2, Kt./Ebr., 112 – 240 Seiten
- MAGDALENA SADLON: **MAN SUCHT EIN LEBEN LANG** 41 Anagramme
ISBN 3-900530-11-4, gedichte (7), Ebr., 64 Seiten
ENTWEDER OLGA Prosa
ISBN 3-900530-21-1, Gebunden, 96 Seiten
- GISELA TRIESCH (Hrsg., mit R. KRAUSMANN): **MADE IN AUSTRALIA**
Die Poesie des fünften Kontinents, Vol. 3 - Poetry (zweisprachig Englisch/Deutsch)
ISBN 3-900530-23-8, Ebr., 320 Seiten

Erhältlich in guten Buchhandlungen
Available at your local book store

Brodtrager & Partner OEG, Rainleiten 62, A-8045 Graz
gangan books australia, P.O. Box 522, Strawberry Hills NSW 2012